



Berlin, den 16. Mai 1903.

## Reliquiarium.

Professor Sacharja E. Lunatic hatte kein Auge zugethan. Schon die dritte schlaflose Nacht. Zweimal hatte er seine Vorlesung am Harvard College abgefragt, war in seinem Luftboot nach dem Michigansee hinübergefahren und hatte in dem durch geschmolzenes Calciumchlorid rasch erwärmten Wasser gebadet. Wie jeden Morgen; nur an sehr heißen Tagen flog er zum Baden bis nach Port Nelson. Während er sonst aber pünktlich um acht Uhr zurück war, hatte er diesmal die Nahrung für den ganzen Tag, fünf Berthelotpillen, in seinem Stahlfederbüschchen mitgenommen und war erst abends heimgekehrt. Die Nächte verbrachte er dann in seiner Bibliothek. Doch er fühlte sich noch sehr weit vom Ziel; und die belebende Wirkung der Tonics ließ schon nach. Vielleicht wars ein Fehler gewesen, sich zweimal zwölf Stunden vom Haus zu entfernen; draußen ist man schließlich doch ohne das nothwendigste Werkzeug und die Auskünfte, die er vom Direktor des Carnegie-Vesemuseums erbat, kosteten, da die Leitungen oft besetzt waren, mehr Zeit und Geduld, als er jetzt gerade aufzubringen vermochte. Heute mußte er jedenfalls zwischen seinen vier Wänden bleiben. Um halb Vier morgens hatte der Postboy — die aeronautische Paketbestellung von und nach Europa dauerte noch immer zum Erbarmen lange — endlich die erwartete Sendung abgeliefert und nun durfte keine Minute verloren werden. Der Inhalt der Aluminiumkiste war auf dem Postamt natürlich für die Presse photographirt worden. Alle Morgenblätter von Massachusetts brachten die Bilder; auch Gutachten der zwischen Zwei und Fünf interviewten Fachautoritäten. Riesenblödsinn, brummte der Professor,

der wegen seiner Kollegialität, seiner stets neidlosen Freude an jeder fremden Forscherleistung berühmt war; das Rindviehvolk hat keinen blaffen Dunst von der Sache. Irgendwo aber konnte in der nächsten Stunde irgend ein Streber eine einleuchtende Lösung des Räthsels finden; und dann wurde Professor Sacharja E. Lunatic, seit dreiunddreißig Jahren anerkannter Präsident der Gelehrtenrepublik, zum alten Eisen geworfen. Auf ihn blickte die Welt. Sein wissenschaftlicher Ruf stand auf dem Spiel. Er verriegelte seine Thür, schaltete alle Leitdrähte aus, ließ den Reportern — bis Sieben waren Neununddreißig gekommen — sagen, er sei verreist, und beschloß, nicht aus dem Zimmer zu gehen, bis er sich der lauernnden Konkurrenz als Sieger zeigen konnte.

Ein wahres Glück, daß sein großes Wörterbuch der toten Sprachen Mitteleuropas noch nicht erschienen ist. Der Verlagstrust hatte eine Lumperlei dafür geboten; nun wollte das Waarenhaus Dizzy es beim Frühlingsausverkauf als Prämie geben. Bis dahin — fast noch drei Monate — tappt Alles im Dunkel und kann eben so leicht auf Holzwege gerathen wie in der Sagenzeit einst die Hieroglyphenforschung. Der Professor rieb sich die Hände. Diese Schwierigkeit gab es für ihn nicht. Aber andere. Dafür, daß es sich nicht um eine Fälschung handle, bürgte der Name des Absenders. Sein gelehrter Freund Marx F. Swoln, Vicepräsident der German Digger Co., hatte Herkunft und Echtheit sicher mit der an ihm so hoch geschätzten Atribie geprüft. Trotzdem... Die spätgermanischen Alterthümer, die nach Rockefeller-Hall, Panamapolis, gebracht worden waren, als die Zugkraft des Ursprungslandes nachließ (weil nachgerade so ziemlich Jeder gesehen hatte, wie man in der Vorzeit Industrie und Ackerbau trieb), all diese Kuriositäten hatte die unheilvolle Feuersbrunst des Jahres 2943 zerstört. Und jetzt plötzlich dieser Fund. Wie war es möglich, daß er damals dem Spürsinn der Antiquare entging? Aber Swolns Angaben waren präzise. „In den Ruinen eines Schlosses, das ungefähr im Mittelpunkt der alten Hauptstadt gestanden haben muß, wurde die Glaschachtel unverfehrt gefunden. Nichts dafür bezahlt; Schwindel also ausgeschlossen. Rindenstück, siebenundvierzig Centimeter, auffallend gut erhalten. Offenbar, wie Schriftzeichen, spät-hieratisch. Original nebst Papyrus bereits an Sie abgegangen.“ Ja, wenn das Original nur wesentlich Neues geliefert hätte! Das war am Michigan des Professors Hoffnung gewesen. Nun war er enttäuscht. Der Glaskasten: zweifellos ein Reliquarium; vielleicht die damals gebräuchliche Sargform. Die Schriftzeichen hatte der Professor schon nach dem Telediagramm ohne allzu viel Mühe entziffert und brauchte jetzt nur zu vergleichen. Der erste

Text war buchstäblich richtig gewesen. Da stand: „Baumrinde, mit der Seine Majestät der Kaiser am siebenundzwanzigsten März 1903 Ihrer Majestät der Kaiserin im Grunewald den ersten Nothverband um den gebrochenen Arm anlegte, bis ärztliche Hilfe kam.“ Daran war nicht zu deuteln. Eine Reliquie. Hieronymus hatte ja über den Nörgler Vigilantius gesiegt und die Wissenschaft hat Wesen und Entwicklung des Reliquienkultes bis übers Laterankonzil hinaus festgestellt. Aber der Fund stammte nicht aus einer Kirche. Auf dem Glaskasten klebte ein Zettel, der die Inschrift trug: „Hohenzollern-Museum. 1903.“ Also an profaner Stätte aufbewahrt. Um... Zum ersten Male empfand Professor Sacharja E. Lunatic im eigenen Gewissen die Zweifelsqualen der sonst so verachteten Palaeontologen.

Mitten im Grübeln mußte er laut auflachen. Kollege Skimmer, der sich für einen großen Historiker hielt, hatte im Evening Star einen furchtbar gelehrten Artikel über die Bedeutung der Borke im Leben der Germanen losgelassen und ernsthaft die Vermuthung ausgesprochen, das Rindenstück sei ein Ueberrest aus der Zeit der Birkebeiner, die, ehe sie unter Sverre zur Herrschaft kamen, in ihrem Kampf gegen Kirche und Adel in die Wälder flüchten und ihre Blöße mit Borkensegen decken mußten. Dieses Rhinoceros! Der gute Mann hatte sich nur um acht Jahrhunderte verrechnet. Kommt davon, daß man die Nichtsalshistoriker noch immer zur exakten Wissenschaft zählt, statt sie der Belletristik zuzuweisen. Und solcher Unsinn wurde seit sechs Stunden auf allen Straßen der Nord-Süd-Union als „Des Räthfels Lösung“ ausgeschrien und Skimmer spitzte sich wahrscheinlich schon auf den Morgan-Preis für die werthvollste wissenschaftliche Leistung der letzten zehn Jahre. Der würde sich wundern. Ein günstiges Omen, daß man den albernen Secken so nebenbei vernichten konnte; einen Kerl, der von Sprachforschung so viel verstand wie eine Klapperschlange von Elektrochemie. Der Professor war endlich wieder heiter gestimmt. Jetzt mußte der große Wurf gelingen.

„Baumrinde, mit der . . .“ Germanischer Urwald. Ein verirrtes Herrscherpaar. Das Jagdgesolge wahrscheinlich im Methrausch von Schneestürmen überrascht. Läßt die Hypothese sich halten? Gewiß. Schneestürme bringt der März diesen Gegenden oft; und authentische Urkunden bezeugen, daß Fürstinnen dem Eheherrn nicht selten auf die Jagd folgten. Unfall oder Schreck, ein stürzendes Roß oder ein plötzlich aus dem Dickicht brechender Ur: die Fürstin sinkt aus dem Sattel. (Daß es damals schon Sättel gab, kann nicht bezweifelt werden.) Kein Arzt zu erreichen (wobei zu bemerken ist, daß die Medizinnänner in diesen alten Zeiten vom Staate diplomirt wur-

den, Privatsteuern eintreiben durften und den Rezepthandel meist in der Nähe großer Luxuskaufhäuser trieben, die Apotheken hießen); und ein Armbruch galt als schwere Verletzung. Der Fürst springt vom Zelter, schält mit blutenden Fingern die Rinde von einer Eiche (vermutlich einem heiligen Baum) und legt dem Ehgemahl den Nothverband an. Art der Befestigung? Dolabra? Involutio? (Aussprüche mindestens zweier Autoritäten nachzuschlagen.) Einerlei. Theile des Wehrgehänges können zur Bandage benutzt worden sein. Bis hierher ist Alles erklärt und wir haben eine rührende Legende aus den Tagen... Aus welchen Tagen? 1903. Das war nach den Straßenaufständen, die unter dem Namen der Großen Revolution bekannt sind und vom Westen bis in den Osten Europas fortwirkten; ziemlich lange nachher. Also in einer Epoche erschütterter Königsmacht. Dennoch ist die Reliquie ausgestellt worden. „Hohenzollern-Museum“. Ausstellung schon im Jahre des Unfalls. Damit wird die Annahme hinfällig, die Monarchie sei bereits historisch gewesen und Alles, was an sie erinnerte, in Museen aufbewahrt worden. Uebrigens spricht die Inschrift ja ausdrücklich von Kaiser und Kaiserin; und einem entthronten Herrscherpaar hätte man nicht die römischen Attribute der Majestät gegeben. Nur keine vorgefaßten Meinungen! Hübsch voraussetzungslos an die Dinge herantreten! Erster Schritt: sicher ist, daß der Fund aus theistischer Zeit stammt; so gut wie sicher, daß 1903 der Protestantismus in Deutschland schon Staatsreligion war. Demnach hätten wirs mit einer protestantischen Reliquie zu thun. Novum. Genau festzustellen wäre nun zunächst noch, ob 1903 Reste monarchischer Einrichtungen in Mitteleuropa zweifellos nachweisbar sind. Jammer schade, daß von den Schätzen des Museums nur dieser eine Glaslasten erhalten blieb. Doch um so höher freilich auch der Ruhm Dessen, der in der Wüste die rechte Spur findet. Zwei Tage werden mindestens noch nöthig sein. Man muß alles Erreichbare nachlesen. Die beste germanistische Bibliothek hat der kleine Cheat, mein früherer Assistent, der dicht bei Pittsburg den letzten Astor-Koburg erzieht. Wenn ich sofort fahre, bin ich abends dort und kann übermorgen früh zurück sein. Will! Bessie! . . . Der Professor diktirte seiner Stenographin ein paar Notizen, gab seinem Diener halbblaut kurze Befehle und verließ dann durch ein Hinterepförtchen das Haus.

Erstes Extrablatt der World: „Wir sind in der Lage, mitzutheilen, daß Professor Sacharja E. Lunatic Freitag in einer öffentlichen Versammlung der German Digger Co. über den Papyrus Swoln sprechen wird. Sensationelle Enthüllungen sind von diesem berufenen Redner zu erwarten.“

Erstes Extrablatt des Evening Star: „Unser weltberühmter Mit-

bürger Professor Lunatic ist beim Entziffern des Papyrus Swoln von einem Gehirnschlag getroffen worden. Sein Zustand ist hoffnungslos. Damit erlebte sich zugleich der von einem hiesigen Käseblättchen erfundene Klatsch. Der große Forscher hat nicht daran gedacht, irgendwo und irgendwann einen öffentlichen Vortrag über ein nicht in sein Fach schlagendes Thema zu halten.“ Folgten: Biographie, vier Spalten; Urtheile der Kollegen, sechs Spalten; im Text zwölf Bilder des Professors aus verschiedenen Lebensaltern.

Zweites Extrablatt der World: „Professor Lunatic spricht Freitag um Neun. Der achtunddreißigtausend Menschen fassende Saal ist ausverkauft. Da der Gelehrte im besten Wohlsein heute früh seine Vorlesung in Harvard gehalten und nachmittags den ersten Preis des Aeronautic-Klub gewonnen hat, sind wir der Mühe enthoben, schmutzige Konkurrenzmanöver einer kaum noch röchelnden Banditenschaar zu bekämpfen, die unter solchen Umständen den Spott noch mehr als die Verachtung herausfordern.“

Zweites Extrablatt des Evening Star: „Amtlich festgestellt ist, daß Professor Lunatic seine Vorlesungen abgesagt hat und bereits den fünften Tag selbst für seine nächsten Freunde unsichtbar ist. An dieser Thatsache zerfällt das läppische Gefasel der Leute, die dem Bürger für gutes Geld freche Lügen verkaufen. Dagegen freuen wir uns, melden zu können, daß in dem Befinden des gefeierten Forschers eine Wendung zum Besseren eingetreten ist. Wie es scheint, hat es sich nur um eine durch Cerebrasthenie herbeigeführte tiefe Ohnmacht gehandelt. Wenn sich nicht etwa wider Erwarten neue Komplikationen zeigen, wird der Vortrag des Professors — Das rufen wir allen Reibholden zu — nicht um eine Achtelsekunde verschoben werden.“

Vierundzwanzig Stunden lang sprach man zwischen Boston und Francisco nur von Lunatic. War er tot? Würde er reden? Bis zum Abend betrug der Wettersatz 19242311 Dollars. Bill hatte Befehl, alle Zeitungsnutzen telephonographisch zu melden. So war der Held des Tages stets auf dem Laufenden. Von den Wettensätzen fielen auf seinen Theil 382596 Dollars. Bill, dem die Organisation in der Eile überlassen werden mußte, hatte zwei Drittel des Gewinnes unterschlagen; er lebt jetzt in Alaska als Vordellbesitzer und hat seine Tochter an einen Peer von England verheirathet.

Vierzigtausend Hälse reckten sich. Achtzigtausend Füße trampelten Beifall, als der Professor auf der Katheder erschien. Der Star-Reporter notirte die Spuren der kaum überstandenen lebensgefährlichen Krankheit. Fünf durchwachte Nächte hätten selbst die Wangen eines Büffeljägers gebleicht. Ohne Roosevelt Kapseln wäre der Redner nicht bis ans Ende gekommen.

„ . . . daß ich mein Leben lang nur ein bescheidener Diener der Wissenschaft gewesen bin und mich nie für etwas Anderes ausgegeben habe. Und wo wäre die Gelegenheit gewesen, sich seines Unwerthes bewußt zu werden, wenn nicht in diesem Saal, vor einem Hörerkreis, aus dem die edelsten Häupter des Gelehrtenfreistaates hervorleuchten? Oft bewährte Rücksicht wird mir, so hoffe ich, aber auch auf ein Gebiet folgen, das eigentlich nie das Feld meiner Arbeit war. Ein Vertreter der Wissenschaft, der wir den kostbarsten Theil unserer geistigen Habe verdanken, ein Historiker sollte heute zu Ihnen reden; und wenn etwa mein hochverehrter Kollege Skimmer — als der Berufenste in beiden Hemisphären — über das vorliegende Thema noch jetzt das Wort ergreifen wollte: freudig hinge ich an den Lippen des Meisters . . . So müssen Sie denn mit einem armen Schüler vorliebnehmen, dessen starke Seite nie die Beredsamkeit war. Ich beginne mit der Darstellung des Thatbestandes.

. . . Der Gedanke an eine Fälschung ist von vorn herein abzumeisen. Wir haben den Vorgang für vollauf beglaubigt zu halten und stehen vor einer der Entdeckungen, die geeignet sind, Vorstellungen, die ganzen Generationen lieb geworden waren, umzustürzen. Noch einmal wiederholt sich das Schauspiel, das in der Zeit des rinascimento, nach den trojanischen, pompejanischen, babylonischen, iberischen Ausgrabungen die alte Welt überraschte. Noch einmal muß die Welt umlernen; und wer will sagen, ob sie schon am Ende der Täuschungen und Enttäuschungen angelangt ist?

. . . Ein Reliquarium mag man es immerhin nennen. Da aber festgestellt ist, daß der Protestantismus, der nach glaubwürdiger Ueberlieferung damals in Deutschland noch eine gewisse Geltung hatte, den Reliquientkult verwarf, sind wir genöthigt, dem landläufigen Begriff in diesem Fall einen von der Norm abweichenden Sinn unterzulegen. Die Vorle kann nie Gegenstand kirchlichen Kultes gewesen, auch von der Volkspheantasie nicht mit Heilskraft oder Wunderwirkung irgend einer Art ausgestattet worden sein. Und nicht minder ist die von Kurpfuschern zu Erwerbsszwecken aufgebrachte Hypothese abzulehnen, wir hätten in der Rinde eins der alten Fiebermittel zu sehen, die aus Hinterasien kamen und auf der Europa genannten Halbinsel lange zu unklugen, oft höchst schädlichen Eingriffen in den Lebensprozeß mißbraucht wurden. Diese negativen Feststellungen sind, trotz der kurzen Frist, unumstößlich; ein positives Ergebnis wird nur mit äußerster Vorsicht zu gewinnen sein. Sicher scheint bisher nur, daß theokratische Vorstellungen sich im Spätmittelalter viel länger erhalten haben, als wir noch vor wenigen Tagen annahmen. Nach dieser Richtung dürften auch die modernsten Folkloristen zu einer Revision

ihres Wissensschatzes gezwungen sein. Und zwar haben wir uns offenbar eine militärisch gefärbte Theokratie zu denken, die auch schon Anfänge der Maschinenkultur zeigte und einer natürlichen, transszendentem Wahngewalt entsagenden Weltanschauung nicht mehr ganz unzugänglich war. Diese Zeit ist, als eine Episode demokratischer Lastversuche, dem Forscher nicht unbekannt; sie nach Anfang und Ende bestimmter abzugrenzen, wird jetzt vielleicht möglich sein. Die Breite und Kraft der Strömungen, von denen wir lange wie von umwühlenden Sturmfluthen zu sprechen gewöhnt waren, ist augenscheinlich überschätzt worden; Jahrtausende alte Deiche, werthe Versammlung, sind eben nicht so leicht wegzuspülen. Dabei ist das Schwergewicht des Theismus zu erwägen, der ja eine irdische Stellvertretung für den Herrn des Himmels beinahe unbedingt fordert. Wir sind solchen metaphysischen Bedürfnissen so unendlich weit entrückt, daß es kaum noch gelingen kann, unser inneres Auge für dieses Gesichtsfeld einzustellen. Bedenken Sie aber: ein allmächtiger Gott, Herr über alle Lebewesen, die sein Wink erschuf; sein Statthalter, durch göttliche Gnade gestützt, durch Feuerrohre, Morgensterne, Waffen aller Sorten gegen Angriffe geschützt; ein Wille über Millionen waltend; ein Hirn den Niedrigsten wie den Höchsten Glück und Leid, Gunst und Tod zuheischend. Mußte da nicht jedes Erlebnis des Herrschers, selbst das winzigste, dieser ganzen willenlosen, frommen und deshalb doppelt lenksamen Menge ungeheuer wichtig sein? Denn — ich wage, auch eine Vermuthung schüchtern anzudeuten — ich neige zu der Ueberzeugung, daß diese dürre Rinde, deren Abbild Sie auf dem Programm vor sich haben, aus der Zeit der dritten christlichen Renaissance stammt, aus den letzten Lebenstagen des vernünftelnden Protestantismus, der sich müde wieder vor Roms Weltmacht beugte. Damals stürzte man sich mit erneutem Eifer auf die Bibleexegese, die Sekte der Monarchianer kam wieder auf, Kirchen wurden gebaut und den gottlosen Völkern der Untergang prophezeit. Wie konnte, wie mußte das Herz des Bürgers schlagen, in Freude und Schreck, wenn er vernahm, daß sein Herr, der auf Erden Allgewaltige . . .“

„Dilettantisches Kinderstübengeschwäg!“ sagte Professor Skimmer, ehe er den Redner aufsuchte, um ihm mit biederer Herzlichkeit die Rechte zu schütteln. Er war der zweihundertzweiunddreißigste Gratulant; Meldung des Star-Reporters, der wüthend war, weil der Historiker ihn mit der falschen Todesnachricht hereingelegt hatte; auch die kleinste Rache schmeckt süß.

Drittes Extrablatt der World: „Unter dem Eindruck des Epoche machenden Vortrages wurde Professor Sacharja E. Lunatic mit allen gegen eine Stimme zum Ehrenpräsidenten der German Digger Co. ernannt.“



## Talmudische Legende.

Chanina und Hofaja, kleine Schuster  
 Im Lande Israel, ihr Leben lang  
 In einer Buhlergasse saßen sie,  
 In einer dunklen, engen Buhlergasse,  
 Und machten Schuhe für die Buhlerinnen.  
 Die kamen, grell geschminkt, von Salben duftend,  
 In ihren Seidenröckchen zu den Schustern  
 Und setzten keck die Füße auf ihr Knie:  
 „Mach mir Pantoffelchen mit Silberglocken,  
 Klingkling, Klingklang: so lieben es die Freier!  
 Klingkling, Klingklang: kein Freier kann vorbei!“  
 Und Eine zeigt die wohlgeformte Wade:  
 „Tanzstiefelchen, Hofaja, knapp und hoch,  
 Zwei Finger unters Knie!“

Ihr Leben lang, -  
 Chanina und Hofaja, kleine Schuster,  
 Im dunklen Buhlergäßchen saßen sie  
 Und machten Schuhe für die Buhlerinnen.  
 Sie schauten gar nicht auf die glatten Dirnen  
 Und hielten ihre Füße auf den Knien  
 Und nahmen Maß und hämmerten das Leder  
 Und freuten sich auf Sabbathruh und Bethaus  
 Und mit den tiefen Fragen der Halacha.  
 Da sandte Gott Dienstengel zu den Beiden,  
 Die schwebten nieder in die Buhlergasse  
 Und standen vor den Schustern, lichtumflossen  
 Im dunklen Buhlergäßchen:

„Nehmt uns Maß.  
 Wir holen uns die Schuh am Freitagabend.“  
 Die beiden Schuster nickten nur; ihr Herz  
 War ganz erfüllt von einer tiefen Frage,  
 Vom Glück des Forschens. Und der Engelsfuß  
 War wie der Fuß der schlanken Buhlerinnen.  
 Sie holten ihre Schuh. Am Sabbath aber,



Da alles Volk sich vor dem Tempel drängte,  
 Da schwebten sie vom Himmel her und riefen:  
 „Chanina und Hofaja, blicket auf!“  
 Und über ihnen schwebten licht die Engel  
 Und ihrer Schuhe Sohlen leuchteten.  
 „Erkennt Ihr unsre Schuh? So hört, Ihr Andern:  
 In einer Buhlergasse sitzen sie  
 Und schustern Schuhe für die Buhlerinnen.  
 Doch ihre Namen ruft der Herr der Welten  
 Durch alle Himmel heut von seinem Throne  
 Und freut sich ihrer. Rab Chanina, komm,  
 Komm, Rab Hofaja! folgt uns in den Tempel!“

Prag.

Hugo Salus.



## Sozialdemokratie und Genossenschaft.

Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zu dem Genossenschaftswesen, insbesondere zu den bestehenden Genossenschaften verschiedenster Art hat, seit es eine Arbeiterpartei in Deutschland giebt, sehr erhebliche Wandlungen erfahren. Das Ziel, das in dem Programm der Partei aufgestellt wird, dem alle Bestrebungen der Partei dienen sollen, ist „die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum“ und, damit verbunden, „die Umwandlung der Waarenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion.“ Die sozialistischen Grundsätze der Partei sind in diesen Sätzen vollkommen erschöpft; mit keinem weiteren Wort wird angedeutet, was man sich unter sozialistischer Produktion zu denken hat. Das ist eine weise Zurückhaltung; zukünftige Gestaltungen wirtschaftlicher Organisationen, und gar wenn es sich um die grundlegenden Einrichtungen der gesamten wirtschaftlichen Struktur nicht nur der ganzen Nation, sondern aller civilisirten Völker der Erde handelt, können naturgemäß nur in ganz allgemeinen Umrissen aus der vor unseren Augen sich abspielenden Entwicklung erschlossen werden. Diese allgemeinen Umrisse aber sind mit wünschenswerther Deutlichkeit in den angeführten Sätzen enthalten. Der Sozialismus wird in Gegensatz gesetzt zum Kapitalismus, und zwar insofern, als unter der Herrschaft des Kapitalismus die Produktion eine Waarenproduktion ist, alle Güter, die hergestellt werden, als Waaren hergestellt und auf den Markt zum Verkauf gebracht werden. Dem gegenüber soll die sozialistische Produktion für und durch die Gesellschaft betrieben werden; ein im sozialistischen Betrieb hergestellter Gegenstand soll keine Waare sein, soll nicht auf den Markt zum Verkauf kommen. Will man sich davon auch nur eine ganz ungefähre Vorstellung bilden, wobei man doch an bekannte Ge-

bilde anknüpfen muß — gerade die sozialdemokratische Partei ist von ihrem Bestehen an mit dem Anspruch aufgetreten, nicht der Entwicklung Gesetze vorschreiben zu wollen, diese vielmehr aus der tatsächlichen Entwicklung abzuleiten —, so muß man unwillkürlich auf den Gedanken der genossenschaftlichen Produktion stoßen. Nur bei genossenschaftlicher Art der Güterherstellung ist es denkbar, die Güter nicht als Waaren auf den Markt zum Verkauf zu bringen, sondern sie nur unter die Mitglieder der Genossenschaft, die Alle an der Produktion theilnehmen, nach irgend einem Maßstabe, zum Beispiel im Verhältnis der geleisteten Arbeit, zu vertheilen. Die Art der Vertheilung würde sich mit der fortschreitenden Entwicklung den Verhältnissen anpassen, bis das kommunistische Ideal, Jedem nach seinen Bedürfnissen am Verbräuche theilnehmen zu lassen, erreicht wäre. Das käme zunächst noch nicht in Frage; das Wesentliche wäre vielmehr, daß überhaupt eine Vertheilung nach irgend einem Maßstabe unter den an der Produktion beteiligten oder der Genossenschaft angehörigen Mitgliedern stattfände; dadurch wird den produzierten Gütern der Charakter der Waare genommen, sie werden vielmehr vom Moment ihrer Entstehung an zu Verbrauchsgegenständen gestempelt, bei deren Herstellung an unmittelbaren Verbrauch, nicht an Lagern und an späteren Verkauf gedacht wird.

Die Forscher und Vorkämpfer der Sozialdemokratie, Lassalle und Marx, waren historisch veranlagte Köpfe; sie konnten nicht daran denken, auf mechanische Weise eine sozialistische, also eine ganz allgemeine genossenschaftliche Produktion herbeiführen zu wollen; wohl aber mußten sie die Ansätze zu einer solchen Produktion, wie sie scheinbar in den Produktiogenossenschaften vorlagen, mit Freude begrüßen und auszubauen suchen. Von Lassalle ist ja bekannt, daß sein Kampf, der auf allgemein politischem Gebiet der Eringung des allgemeinen Stimmrechtes galt, auf wirtschaftlichem Gebiet die nachhaltigste Unterstützung der Produktiogenossenschaften aus öffentlichen Mitteln erstrebte. Die Frage des Genossenschaftswesens ist in Deutschland überhaupt durch Schulze-Delitzsch in Fluß gekommen; wie hoch Lassalle diese Thätigkeit Schulzes einschätzte, geht aus folgender Stelle seines „Offenen Antwortschreibens“ hervor: „Schulze ist das einzige Mitglied seiner Partei, der Fortschrittspartei, das — und es ist ihm eben deshalb nur um so höher anzurechnen — Etwas für das Volk gethan hat. Er ist durch seine unermüdlige Thätigkeit — und obwohl allein stehend und in gedrücktester Zeit — der Vater und Stifter des deutschen Genossenschaftswesens geworden und hat so der Sache der Assoziation überhaupt einen Anstoß von den weitreichendsten Folgen gegeben, ein Verdienst, für das ich ihm, so sehr ich in theoretischer Hinsicht sein Gegner bin, indem ich Dies schreibe, im Geiste mit Wärme die Hand schüttle. Daß heute schon von einer deutschen Arbeiterbewegung die Frage diskutirt wird, ob die Assoziation in seinem oder meinem Sinn aufzuheben sei: Das ist zum großen Theil sein Verdienst, Das eben ist sein wahres Verdienst; und dies Verdienst läßt sich nicht zu hoch veranschlagen.“ Unter dem unmittelbaren Einfluß lassallischer Ideen hat die Forderung einer staatlichen Unterstützung der Produktiogenossenschaften Eingang in das Einigungsprogramm gefunden, das 1875 bei der Zusammenschmelzung des lassallischen „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“ mit den „Eisenachern“ zur „Sozialistischen Arbeiterpartei“ aufgestellt wurde und bis zu dem 1891 in Erfurt beschlossenen Programm in

Geltung blieb. Es heißt in diesem Programm: „Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands fordert, um die Lösung der sozialen Frage anzubahnen, die Errichtung von sozialistischen Produktionsgenossenschaften mit Staatshilfe unter der demokratischen Kontrolle des arbeitenden Volkes. Die Produktionsgenossenschaften sind für Industrie und Ackerbau in solchem Umfange ins Leben zu rufen, daß aus ihnen die sozialistische Organisation der Gesamtarbeit entsteht.“

Ähnlich wie Lassalle dachte Marx über den Werth der Produktionsgenossenschaften. Zwar hat er an dem angeführten Programmsatz eine sehr herbe Kritik geübt; diese Kritik richtete sich gegen die Ausdrucksweise — er spottet über das „Anbahnen der Lösung der sozialen Frage“, was er eine Zeitungsschreiberphrase nennt; übrigens dürfte er dabei mit Lassalle übereinstimmen, der eine solche Wendung stets sorgfältig vermieden hat —, wendet sich aber auch gegen die staatliche Unterstützung von Produktionsgenossenschaften, denen er nur Werth beimißt, so weit sie unabhängige, weder von den Regierungen noch von den Bourgeois protegierte Arbeitererschöpfungen sind. Aber in solchen unabhängigen Genossenschaften sieht auch Marx den Keim zur zukünftigen Gestaltung der gesellschaftlichen Produktion; Das geht aus verschiedenen Stellen seiner Werke deutlich hervor. Zwei der wichtigsten Stellen will ich hierhersetzen. Im dritten Bande des „Kapital“ heißt es: „Die Kooperativfabriken liefern den Beweis, daß der Kapitalist als Funktionär der Produktion eben so überflüssig geworden ist, wie er selbst in seiner höchsten Ausbildung den Großgrundbesitzer überflüssig findet“; und später: „Die Kooperativfabriken der Arbeiter selbst sind, innerhalb der alten Form, das erste Durchbrechen der alten Form, obgleich sie natürlich überall, in ihrer wirklichen Organisation, alle Mängel des bestehenden Systems reproduzieren und reproduzieren müssen. Aber der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit ist innerhalb dieses Bereiches aufgehoben, wenn auch zuerst nur in der Form, daß die Arbeiter als Assoziation ihr eigenes Kapitalist sind, Das heißt: die Produktionsmittel zur Verwerthung ihrer eigenen Arbeit verwenden. Sie zeigen, wie auf einer gewissen Entwicklungsstufe der materiellen Produktivkräfte und der ihr entsprechenden gesellschaftlichen Produktionsformen naturgemäß aus einer Produktionsweise sich eine neue entwickelt und herausbildet.“

In völliger Uebereinstimmung mit dieser Auffassung des Wirkens der Produktionsgenossenschaften heißt es in der offiziellen Rundgebung der Internationalen Arbeiter Assoziation, in der von Marx verfaßten Inaugural-Adresse, von den Kooperativfabriken: „Der Werth dieser großen sozialen Experimente kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Durch die That, statt der Gründe, haben sie bewiesen, daß Produktion in großem Maßstabe und in Uebereinstimmung mit den Geboten moderner Wissenschaft stattfinden kann ohne die Existenz einer Klasse von Arbeitgebern, die einer Klasse von Arbeitnehmern zu thun giebt; . . . daß Lohnarbeit, wie Sklavensarbeit, wie Leibeigenschaft, nur eine vorübergehende und untergeordnete Form ist, die, dem Untergange geweiht, verschwinden muß vor der assoziierten Arbeit, die ihre schwere Aufgabe mit williger Hand, leichtem Sinn und fröhlichem Herzen erfüllt.“

Bei dieser Werthschätzung der Produktionsgenossenschaften sowohl bei Lassalle als bei Marx kann es nicht Wunder nehmen, daß in allen Kreisen der Arbeiter, die an der selbständigen Arbeiterbewegung theilnahmen, sowohl unter dem An-

hängern des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, wo Lassalles Geist herrschend war, als unter den Eisenachern, bei denen Marx als höchste wissenschaftliche Autorität galt, die Gründung von Produktivgenossenschaften eifrig gefördert wurde. Dazu kam, daß sie sich den Arbeitern als bequemes Mittel darzubieten schienen, um der Gewalt der Unternehmer zu entgehen; wenn nach einem verlorenen Strike ein paar Duzend Arbeiter auf die Straße geworfen wurden: was lag näher, als daß sie sich zu einer der gepriesenen Produktivgenossenschaften zusammenschloßen? Zwar hatte schon Lassalle eindringlich gesagt, daß aus den leeren Taschen der Arbeiter das notwendige Kapital für Produktiv-Assoziationen in großem Stil niemals kommen könnte; deshalb forderte er eben Staatsunterstützung; aber diese Seite seiner Darstellung machte auf brotlos gewordene Arbeiter naturgemäß weniger Eindruck, zumal die Eisenacher die auch in ihrem Programm geforderte staatliche Unterstützung nicht besonders hervorhoben. Wir können daher nicht staunen, wenn wir sehen, wie mit dem Erwachen und Erstarren der Arbeiterbewegung auch die auf Produktivgenossenschaften der Arbeiter gerichtete Bewegung andauernd wächst. Vor Lassalles erstem Auftreten, im Jahr 1862, gab es nur 18 Produktivgenossenschaften; bald nach Lassalles Tode, 1865, war ihre Zahl bereits auf 26 gestiegen und nahm dann rasch zu, so daß sie 1870 schon 74, im Jahr der Einigung der beiden sozialistischen Gruppen, 1875, sogar 199 betrug.

Aber in der nun folgenden Zeit, in der die geeinte Arbeiterpartei erst zu einer nachhaltigen Wirksamkeit gelangte, sehen wir die Zahl der Produktivgenossenschaften beständig zurückgehen. 1880 war sie auf 131 gesunken, 1884 zählte man zwar wieder 144, 1893 aber war ihre Anzahl wieder auf 128 herabgegangen. Unter diesen 128 bestand aber nur ein sehr kleiner Bruchtheil schon seit zehn Jahren; der weitaus größte Theil der älteren war sehr bald wieder zu Grunde gegangen, andere waren an ihre Stelle getreten, wieder meist Eintagsfliegen, die nach kurzem begeisterten Anlauf mit dem Bankerott und allgemeinem Kapuzenjammer der Mitglieder endeten. Nur sehr, sehr wenige brachten es zu einem mehrjährigen Bestehen und auch von ihnen gelangte nur eine Minderzahl zu einer ruhigen, gesicherten Existenz, so daß sie ihren Mitgliedern wesentliche Vortheile und erhebliche Gewinne gewähren konnten. Aber gerade die aufblühenden Genossenschaften, die sich zu einem kräftigen Leben durchgerungen hatten, waren wenig geeignet, die Arbeiter mit Begeisterung für das Ideal einer genossenschaftlichen Produktion zu erfüllen. Dem Namen nach waren diese Unternehmungen wohl Genossenschaften, in Wirklichkeit dagegen Betriebe, die statt eines Besitzers deren ein bis zwei Duzend hatten, zu deren Vortheil Lohnarbeiter meist in viel stärkerem Maß ansgelbeutet wurden, als es in dem Unternehmen eines Kapitalisten geschah.

Die Gründe für das Scheitern der mit so großer Begeisterung begonnenen genossenschaftlichen Bewegung sind mannichfacher Art. Zunächst fehlte es den meisten von vorn herein an dem notwendigen Betriebskapital. Ein paar Duzend Arbeiter können wohl einige hundert Mark aufbringen, zur Noth vielleicht auch einmal zwei- bis dreitausend, nie aber eine solche Summe, wie sie zur Gründung moderner Großbetriebe erforderlich ist. Dazu kommt, daß die Arbeiter gewöhnlich dann an die Gründung einer Genossenschaft dachten, wenn sie überhaupt nichts mehr besaßen, wenn sie ihre Ersparnisse während eines Wochen

langen Strikes oder einer Monate währenden Aussperrung vollständig aufgezehrt hatten und buchstäblich mittellos waren. Viele Genossenschaften kamen denn auch nicht über das Stadium des Projektes hinaus und andere mußten den Betrieb nach sehr kurzer Dauer einstellen.

Wenn aber auch das notwendige Kapital, zum Theil leihweise gegen nicht unerhebliche Zinsen, zusammengebracht war, so hatten die Genossenschaften mit dem Mangel an geeigneter Leitung zu kämpfen; die notwendigen kaufmännischen und technischen Fähigkeiten sind eben nicht bei Jedem, namentlich nicht ohne Weiteres bei Arbeitern vorauszusetzen, die zur Leitung eines größeren Betriebes noch niemals Gelegenheit hatten. Dazu kommt das Mißtrauen, womit die arbeitenden Genossen die mit der Leitung betrauten Personen betrachten, für deren Thätigkeit ihnen das richtige Verständniß oft fehlt. Dieses Mißtrauen wuchs bei geschäftlichen Mißerfolgen, die nicht ausbleiben konnten, da man vielfach einen bewährten Genossen nur deshalb in die leitende Stellung brachte, weil er sich bei einem Strike oder in seiner Parteithätigkeit besonders ausgezeichnet hatte. Der wesentlichste Grund jedoch, warum die Produktivgenossenschaften den hochgespannten Erwartungen der Arbeiter nicht entsprechen konnten, ist ein anderer: sie sind überhaupt keine echten genossenschaftlichen Unternehmungen, in denen sich ein starker genossenschaftlicher Geist entwickeln könnte.

Die Genossenschaft soll auf dem Gedanken beruhen, daß jeder an der Produktion Theilhabende Mitglied der Genossenschaft ist; schon das Theilhaben von Nicht-Arbeitern, die lediglich das notwendige Betriebskapital hergeben und hierfür nicht nur eine Vergütung erhalten, sondern auch am Gewinn des Unternehmens theilhaftig werden, ist nicht dem genossenschaftlichen Gedanken entsprechend, wenn es auch oft nöthig war, um überhaupt ein Unternehmen zu Stande zu bringen. Hatte es aber Erfolg, so daß die Erweiterung des Betriebes und die Vermehrung von Arbeitskräften sich als notwendig herausstellten, dann wurde in den meisten Fällen auch die letzte Spur der genossenschaftlichen Form weggewischt; die neu einzustellenden Arbeiter wurden nicht als gleichberechtigte Genossen angenommen, die auf die Verwaltung bestimmenden Einfluß hatten und an den Gewinnen theilnahmen: sie wurden vielmehr als Lohnarbeiter, wie in jedem kapitalistischen Betrieb, beschäftigt; nur waren die Arbeitsbedingungen in solchem Betrieb häufig noch besser als in solchen Unternehmungen, die von der Genossenschaft nur noch den Namen behielten.

Durch die Mißerfolge der vielen Genossenschaften, die bald nach ihrer Gründung dem Pleitegeier verfielen, und durch die kapitalistische Entwicklung derjenigen, die es zu geschäftlicher Blüthe brachten, mußte man in der Arbeiterschaft mehr und mehr darauf aufmerksam werden, daß aus Produktivgenossenschaften nicht „die sozialistische Organisation der Gesamtarbeit entstehen“ kann, wie es in dem damals noch geltenden Gothaer Programm der Sozialdemokratie hieß, daß sie nicht, wie Marx meinte, „das erste Durchbrechen der alten Form sind und zeigen, wie sich eine neue Produktionsweise entwickelt.“ In der That kann ja gar nicht davon die Rede sein, daß in einer Produktivgenossenschaft nicht Waaren, sondern Verbrauchsgegenstände für die Mitglieder produziert werden; die Pötte einer Hutmacher-, die Schuhe einer Schuhmacher-, die Cigarren einer Tabakarbeiter-Genossenschaft werden ja nicht für den Gebrauch der Mitglieder

verfertigt, sondern, wie in jedem anderen Unternehmen, für den Markt; je größer die Genossenschaft wird, je umfangreicher ihr Betrieb, um so klarer kommt zum Vorschein, daß sie lediglich eine besondere Form auf dem Gebiete der Waarenproduktion ist, eng mit ihr und dem Lohnsystem verbunden; „eine Produktionsgenossenschaft wächst nicht“, wie es Franz Oppenheimer einmal treffend ausgedrückt hat, „aus dem Markte heraus: sie wächst vielmehr in den Markt hinein.“

Als diese Erkenntnis sich verbreitet hatte, mußte sich innerhalb der sozialdemokratischen Partei allmählich ein völliger Umschwung in der Haltung gegenüber den Genossenschaften vollziehen. Die besonneneren Elemente hatten vor übereilten Gründungen mit ungenügendem Kapital stets gewarnt und immer versucht, die Partei von jeder Verantwortlichkeit dafür frei zu halten. Zu einer Aussprache kam es auf dem berliner Parteitag im November 1892. Sie bewegte sich nicht gerade auf einem besonders hohen Niveau. So warf man den Tabakarbeiter-Genossenschaften vor, daß durch sie eine Anzahl tüchtiger Parteigenossen, die offene Cigarrenläden besäßen, schwer geschädigt würden, ferner, daß durch sie tüchtige Kräfte, die ihre Zeit der Genossenschaft widmen müßten, der Partei und der Agitation für die Partei entzogen würden; und schließlich wurden sie auch gerade mit der Motivierung befürwortet, daß man durch sie unabhängige Stellungen für agitatorische Kräfte schaffen könne. Der Referent Auer betonte gleich einleitend, daß die Genossenschaften etwas spezifisch Sozialdemokratisches nicht an sich haben; zur Begründung dieses Satzes sagte er freilich nur: „Wer glaubt, durch Bildung von Genossenschaften etwas mit zur Lösung der sozialen Frage beizutragen, hat sich über das Wesen des Sozialismus getäuscht.“ Mit dieser vollständigen Negierung des sechzehn Jahre lang in der Partei hochgehaltenen Gotthard Programmes stimmte auch durchaus der den Thatfachen widersprechende Satz, mit dem Auer begann: „Zum Genossenschaftswesen ist die Stellung unserer Partei von je her klar und abgeschlossen gewesen.“ Zum Glück aber herrschte in der Partei auf diesem Gebiet so wenig wie auf anderen geistiger Stillstand, der nur zur Verblödung führen könnte, sondern lebendiges Lernen und Streben.

Die Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre in der Partei vorherrschende Meinung fand ihren klaren Ausdruck in der folgenden, mit übergroßer Mehrheit auf dem berliner Parteitage angenommenen Resolution: „In der Frage des Genossenschaftswesens steht die Partei nach wie vor auf dem Standpunkt: Sie kann die Gründung von Genossenschaften nur da gutheißen, wo sie die soziale Existenzermöglichung von im politischen oder im gewerkschaftlichen Kampf gemäßigten Genossen bezwecken oder wo sie dazu dienen sollen, die Agitation zu erleichtern, sie von allen äußeren Einflüssen der Gegner zu befreien. Aber in all diesen Fällen müssen die Parteigenossen die Frage der Unterstützung davon abhängig machen, daß genügende Mittel für eine gesunde finanzielle Grundlage zur Verfügung stehen und Garantien für geschäftskundige Leitung und Verwaltung gegeben sind, ehe Genossenschaften ins Leben gerufen werden. Im Uebrigen haben die Parteigenossen der Gründung von Genossenschaften entgegenzutreten und namentlich den Glauben zu bekämpfen, daß Genossenschaften im Stande seien, die kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu beeinflussen, die Klassenslage der Arbeiter zu heben, den politischen und gewerkschaftlichen Klassenkampf der Arbeiter zu beseitigen oder auch nur zu mildern.“

Gerade als warmer Anhänger der sozialdemokratischen Partei, der ich angehöre, kann ich diesen Beschluß als Ausfluß einer kleinlichen Gesinnung nur mit einem Gefühl der Beschämung lesen. Die Genossenschaften werden hier nicht nach ihrem eigenen Wesen als wirthschaftliche Gebilde beurtheilt, sondern die Stellungnahme der Parteigenossen soll nach der überaus kleinlichen Erwägung erfolgen, ob für Agitatoren der Partei sichere Brodstellen geschaffen werden können. Damit allein ist schon bewiesen, daß man diesen Wirthschaftsorganisationen nicht gerecht werden konnte. Schon die Thatsache, daß Marx sie so wesentlich anders ansah und daß in England blühende Kooperativfabriken bestanden, die sich nicht zu kapitalistischen Betrieben mit Ausbeutung von Lohnarbeitern entwickelt hatten, Fabriken, die ja gerade Marxens Urtheil wesentlich beeinflusst hatten, hätte in der allgemeinen Beurtheilung dieser Genossenschaften zu größerer Vorsicht führen sollen.

Auffallend ist ferner der Umstand, daß in der Resolution wie in dem Referat Kuers und in der anschließenden Diskussion stets von Genossenschaften schlechtweg die Rede ist, während lediglich eine bestimmte Art, die Produktionsgenossenschaften, gemeint ist und aller anderen Genossenschaften mit keinem Worte gedacht wird. Das ist um so merkwürdiger, als für Arbeiter ja noch eine andere Art von Genossenschaften sehr ernstlich in Betracht kommt, die schon damals viele Anhänger in der Arbeitererschaft zählte, obgleich die Partei von dem Auftreten Vassalles an ihnen eben so feindlich wie den Produktionsgenossenschaften freundlich gegenübergetreten war: die Konsumgenossenschaften.

Schulze-Delüsch, nach Vassalles vorhin citirtem Ausspruch der Vater und Stifter des deutschen Genossenschaftswesens, hatte den Arbeitern die Gründung von Genossenschaften als ein Mittel, ihre Lage zu verbessern, dringend empfohlen. Vassalle wies dieses Mittel mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit und dem ganzen Scharfsinn seiner Dialektik zurück. Dem Arbeiter, sagte er, müsse als Produzenten geholfen werden, nicht als Konsumenten. Als Einzelne könnten die Arbeiter von einem Konsumverein wohl Vortheil haben, den sie sich auch nicht entgehen lassen sollten, aber die Lage ihrer Klasse könne dadurch in wesentlicher Weise nicht gehoben werden, ja, wenn die Betheiligung der Arbeiter an Konsumvereinen ganz allgemein würde, so müßte ein allgemeines Sinken der Löhne um etwa die Beträge eintreten, die die Arbeiter durch ihre Mitgliedschaft im Konsumverein ersparten.

Die Arbeiter denken heute vielfach über die Bedeutung der Konsumgenossenschaften ganz anders. Wenn wir aber auf den Anfang der sechziger Jahre zurückblicken, so müssen wir sagen, daß Vassalle gegenüber Schulze vollständig im Rechte war. Die Arbeiter bildeten im Staatsleben eine *quantité négligeable*, sie kümmernten sich um allgemein politische Verhältnisse entweder überhaupt nicht oder stellten sich der Fortschrittspartei zur Verfügung, als eine Hilfsstruppe ohne eigene Interessen, die betont und berücksichtigt werden müßten. Damals galt es, den Arbeitern ein Bewußtsein ihrer eigenen, denen des Bürgerthums entgegengelegten Interessen beizubringen, sie zu einer Partei zusammenzuschließen, die Arbeiterinteressen vertrat, den Gegensatz dieser Interessen zu denen der anderen Klassen scharf herauszuarbeiten und klar hervorzuheben, so daß er sich dem Bewußtsein der Arbeiter unverlöschlich einprägte. Das konnte aber nie im Konsumverein geschehen, der die Berücksichtigung der gemeinsamen Interessen aller Kon-

fumenten den Zwischenhändlern gegenüber erzwingt; den Vortheil, den der Konsumverein gewährt, genießt der Arbeiter nicht als Arbeiter und im Gegensatz zu anderen Mitgliedern, vielmehr hat er hier genau das selbe Interesse wie alle Mitglieder aus anderen Berufsklassen. Es fehlt jeder Anknüpfungspunkt, die Interessen der Arbeiter als gesonderte hervorzuheben, zu deren Vertretung ein Zusammenschluß gerade der Arbeiter nothwendig ist. Dadurch, daß Vassalle diesen Punkt hervorhob und mehr als jeder Andere zu dem Zusammenschluß der Arbeiter zu einer vollständigen Partei mit eigenem, von dem anderer Parteien unabhängigen Programm beitrug, hat er sich ein unvergängliches Verdienst um die deutschen Arbeiter erworben, durch das die Verdienste Schulzes um die Konsumgenossenschaften eben so weit in den Schatten gestellt werden, wie Vassalle an geistiger Bedeutung und historischer Größe den wohlmeinenden Schulze überragte.

Auch in den unter Margens Einfluß stehenden Kreisen der „Internationalen Arbeiter-Assoziation“ dachte man über den Unwerth der Konsumgenossenschaften ganz ähnlich wie Vassalle; auf ihrem 1866 in Genf tagenden Kongreß wurde eine wahrscheinlich von Marg verfaßte, jedenfalls von ihm gebilligte Resolution angenommen, in der es heißt: „Wir empfehlen den Arbeitern, sich eher auf Produktionsgenossenschaften als auf Konsumgenossenschaften einzulassen. Die zweiten betreffen nur die Oberfläche des heutigen ökonomischen Systems, die ersten greifen es in seinen Grundfesten an.“ Demnach ist es durchaus verständlich, daß die sozialdemokratischen Arbeiter anfangs den Konsumvereinen durchaus feindlich gegenübertraten: waren deren eifrigste Befürworter doch die selben Männer, die sie in politischer Hinsicht als ihre schärfsten Gegner ansehen mußten, weil sie ihnen die Berechtigung zu einer selbständigen Politik absprachen.

Trotz dieser Gegnerschaft traten im Lauf der Zeit Konsumvereine ins Leben und kamen auch allmählich vorwärts. In den siebziger Jahren, nach der Einigung der beiden sozialistischen Parteien, erstarkte die sozialdemokratische Bewegung schnell; aber auch die Konsumvereine nahmen beständig an Mitgliedern und Geschäftsumfang zu. In den Kreisen der Partei bekämpfte man sie zwar nicht mit besonderer Heftigkeit, aber man stand ihnen mit einer traditionellen Gleichgiltigkeit gegenüber und die Mitglieder der Konsumvereine wiederum unternahmen nichts, um für die Konsumvereine eine größere politische Bedeutung zu beanspruchen; so weit Parteigenossen an Konsumvereinen theilhaftig waren, betrachteten sie es als Privatfache, nicht als Ausfluß ihrer Parteiangehörigkeit und der Bethätigung sozialistischer Besinnung.

In den achtziger Jahren erstarkte die Konsumvereinsbewegung unter den sozialdemokratischen Arbeitern. Im Jahre 1881 zählte man in Deutschland 660, 1888 schon 760, 1893 sogar 1039 Konsumvereine. Auf Grund der Berufszählung von 1882 konnte festgestellt werden, daß von je 1000 Arbeitern 14 einem Konsumverein angehörten; bei der Berufszählung von 1896 war diese Zahl auf 22 unter je 1000 Arbeitern gestiegen. Unter den emporkommenden Konsumvereinen waren viele, deren Mitglieder in ihrer übergroßen Mehrzahl sozialdemokratische Arbeiter waren; ich erinnere nur an den 1884 gegründeten Konsumverein Leipzig-Plagwitz, dessen Mitgliederzahl 1892 schon auf 4000 angewachsen war; heute beträgt sie fast 32000.

Trotzdem die Konsumvereine also unter den Arbeitern von Jahr zu Jahr



an Bedeutung gewonnen hatten, war auf dem berliner Parteitag von ihnen mit keiner Silbe die Rede. Formell waren sie von der berliner Resolution mit betroffen, die keinen Unterschied zwischen verschiedenen Genossenschaftsarten machte. Allerdings ließen sich die Arbeiter in Sachsen und anderswo davon nicht anstecken und die Konsumvereine entwickelten sich zu immer größerer Bedeutung.

Verbäfferte Erörterungen über den Werth der Konsumgenossenschaften für die Arbeiter entstanden in der Mitte der neunziger Jahre, als in Berlin und bald darauf auch in Hamburg eine Agitation bekannterer Sozialdemokraten einsetzte, um die Arbeiter in größerer Zahl den Konsumgenossenschaften zuzuführen. Die Parteileitung blieb im Allgemeinen auf ihren früheren Standpunkt größter Gleichgiltigkeit, wonach die Konsumgenossenschaften als Gebilde angesehen werden, die ihren Mitgliedern einen gewissen Nutzen gewähren, mit der Partei jedoch gar nichts zu thun haben. Nicht so zurückhaltend war eine Reihe von Parteigenossen, die in der Betthätigung der Arbeiter in Konsumgenossenschaften geradezu eine Gefahr für die Arbeiter und die Partei erblickten. Das Centralorgan der Partei, der „Vorwärts“, brachte im März 1895, bald nachdem Dr. Krons einen ersten Vortrag über das englische Genossenschaftswesen gehalten hatte, worin er die Betheiligung an Konsumvereinen den Arbeitern warm ans Herz legte, einen Artikel mit dem Titel „Konsumvereine und Sozialdemokratie“; darin wurde behauptet, daß man Cassale zu wenig kenne; sonst würde man die Empfehlung von Konsumvereinen nicht beifällig begrüßen. Mit verblüffender Unkenntniß der tatsächlichen Verhältnisse und vollständigem Verkennen der wirtschaftlichen Aufgaben der Konsumvereine werden sie mit Rauchklubs und Gesangsvereinen auf eine Stufe gestellt; wie weit die Behauptung, daß die zur Zeit des Sozialistengesetzes in Sachsen gegründeten Konsumvereine dem Bedürfnis entsprangen, den Parteigenossen die Möglichkeit eines gesellschaftlichen Sammelpunktes zu gewähren, zutreffend ist, wird außer den Begründern kaum Jemand entscheiden können. Bedenkt man, daß der größte sächsische Konsumverein, Leipzig-Plagwitz, im Jahr 1884 mit 68 Mitgliedern begann, daß die Mitgliederzahl im Lauf eines Jahres nur auf 121 stieg, im Lauf des nächsten Jahres erst auf 168, so kann man das Mitwirken dieses Momentes nicht ohne Weiteres von der Hand weisen. Doch mußte es, wenn es je wirksam gewesen war, hinter die wirtschaftlichen Aufgaben um so weiter zurücktreten, je mehr diese bei dem stetigen Wachsen der Mitgliederzahl — 1889 war sie schon auf 1000 gestiegen, 1895 auf 9000 angewachsen — und der damit nothwendig verbundenen Erweiterung der geschäftlichen Thätigkeit das Interesse der Mitglieder in Anspruch nahmen. Aber gerade dadurch sollen, wie in dem erwähnten Artikel gesagt wurde, eben blühende Konsumvereine schädlich sein, weil, abgesehen davon, daß der Partei gute agitatorische Kräfte entzogen werden, unter der Hervorhebung und Berücksichtigung der wirtschaftlichen Interessen der Mitglieder das „Zielbewußtsein“ der Parteigenossen leiden muß, „Verflachung und Verwässerung“ eintreten wird.

Zwar wurde der Artikel als eine Zuschrift aus den Kreisen der Parteigenossen bezeichnet, nicht als Meinung der Redaktion; aber er war an hervorragender Stelle zum Abdruck gebracht und entsprach durchaus der Denkweise der meisten berliner Parteigenossen und der Haltung des „Vorwärts“ zu jener Zeit. Auch brachte der „Vorwärts“ ein halbes Jahr später einen redaktionellen Artikel

über das selbe Thema, als die Brochure der Frau Ubele Gerhard, „Konsumgenossenschaft und Sozialdemokratie“ erschien, die in ähnlicher Weise wie Dr. Arons das in Parteikreisen weit verbreitete Vorurtheil gegen die Konsumvereine bekämpfte und den Arbeitern für diese wirtschaftlichen Gebilde Interesse einzufößen versuchte. Ganz offiziell nahm der „Vorwärts“ dagegen Stellung und betonte „den inneren Gegensatz, der nun einmal zwischen der Sozialdemokratie als proletarischer Partei und dem Genossenschaftswesen besteht“. Eine ausführliche Darstellung dieses Gegensatzes brachte der „Vorwärts“ freilich nicht, konnte es auch wohl nicht gut thun, da ja eine sozialistische Produktion anders als auf genossenschaftlicher Basis (vide Vassalle und Marx) kaum denkbar ist. Und diese Angriffe auf Frau Gerhard und Dr. Arons erfolgten, obwohl Beide keineswegs behaupteten, daß in den Konsumgenossenschaften ein irgendwie sozialistisches Element hervortrete, sondern sie den Arbeitern nur als ein Mittel empfahlen, ihre wirtschaftliche Lage etwas zu verbessern und sich dabei in vernünftiger Weise zu bethätigen. Allerdings wiesen Beide auch darauf hin, daß erstarrte Konsumvereine auch zur Herstellung mancher Waaren in eigenen Betrieben übergehen könnten, in denen sie für die Zuneigung guter Arbeitsverhältnisse Sorge zu tragen in der Lage wären; aber ein sozialistisches Element nannten sie Das durchaus nicht. Dr. Arons hatte fünf Thesen zur Diskussion über Genossenschaftswesen aufgestellt, deren dritte lautete: „Konsumgenossenschaften können, wie alles Genossenschaftswesen, keineswegs die Befreiung aus der kapitalistischen Wirtschaftsordnung herbeiführen. Dagegen können sie in gewissem Maße zur Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiterfamilie dienen und das Solidaritätgefühl gerade in sonst schwer zugänglichen Kreisen des Proletariates fördern helfen.“

Daß trotz diesem vorsichtigen Vorgehen die Parteigenossen vor der Bethätigung in Konsumvereinen gewarnt wurden, daß man auf Vassalle hinwies, obwohl das eiserne Lohngesetz, das den wesentlichsten Einwand Vassalles gegen die Wirksamkeit der Konsumvereine bildete, schon lange fallen gelassen war, ist nur aus der in vielen Kreisen der Partei herrschenden und auch ganz offen ausgesprochenen Furcht zu erklären, die Arbeiter könnten durch Erfolge, die sie erlangen, Schaden an ihrer revolutionären Gesinnung erleiden. Die Arbeiter ließen sich aber von solchen Einwänden nicht anstecken. In Berlin kam es damals allerdings noch nicht zur Gründung von Konsumvereinen, aber in Sachsen, wo die Genossenschaften bestanden, gingen sie unbedenklich um alle Erörterungen ihren Weg weiter. Der Verein Leipzig-Plagwitz hatte schon im Winter 1890, bei fast 3000 Mitgliedern, eine eigene Bäckerei in Betrieb genommen, die heute, wo der Verein etwa 32 000 Mitglieder zählt, 68 Bäcker beschäftigt und im letzten Berichtsjahr, 1901/02, 975 075 große Brote, 1 976 840 kleine Brote, 172 639 Stück Weißbrote, 9 038 466 Stück Frühstücksgebäck hergestellt hat, wozu noch für über 80 000 Mark Feinsgebäck kam.

Einen wirksamen Anstoß zur Gründung von Konsumvereinen mögen viele Arbeiter wohl durch die zahlreichen gut gedeihenden Fabrik-Konsumvereine erhalten haben; vielfach hatten Arbeiter hier Gelegenheit, die Vortheile eines Konsumvereins kennen zu lernen, und propagirten die Idee auch außerhalb der Fabrik, namentlich dann, wenn sie die Arbeitstelle wechselten und dadurch der früheren Vortheile verlustig gingen.

Der wesentlichste Grund aber, der ein stärkeres Interesse der sozialdemokratischen Arbeiter an diesen Wirtschaftsgebilden hervorrief, ist jedenfalls in dem Umstande zu suchen, daß die Arbeiter nach dem Fall des Sozialistengesetzes und durch das immer stärkere Anwachsen der Partei mehr und mehr auf den Weg unmittelbarer praktischer Betätigung gedrängt wurden, wodurch ihnen eine immer höhere Werthschätzung auch kleiner Vortheile, die im Hinblick auf die sozialistische Zukunft leicht kleinlich erscheinen können, ganz allmählich und zunächst unbewußt, aber darum nicht minder eindringlich eingefloßt wurde. Ein Blick auf die Erstarkung der Gewerkschaftsbewegung in den neunziger Jahren lehrt Das ganz auffällig. Im Jahr 1891 hatten die gewerkschaftlichen Centralverbände noch nicht 280 000 Mitglieder; nachdem diese Zahl in den nächsten Jahren etwas gesunken war (bis auf 228 530 im Jahr 1893), stieg sie 1896 auf fast 330 000, 1900 auf über 680 000 Mitglieder. Ständig wuchsen auch die Unterstützungsleistungen der Gewerkschaften, die neben der Strikeunterstützung sich 1891 auf wenig mehr als eine Viertelmillion Mark beliefen, 1900 dagegen auf über 2,1 Millionen, also mehr als das Achtfache bei noch nicht verdreifachter Mitgliederzahl.

Der gewerkschaftliche Kampf, bei dem es sich so ganz und gar nicht um zukünftige Wirtschaftsorganisationen handelt, sondern lediglich um Erzielung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen in der heutigen Wirtschaftsweise, unter dem Lohnsystem, mußte naturgemäß den Sinn für den Werth auch kleiner Vortheile erhöhen. Gerade in den Kreisen der gewerkschaftlich organisirten Arbeiter fanden denn auch die Konsumvereine ihre wärmsten Vertreter. In Berlin wurden die ersten 1898 und 1899 gegründet, in Hamburg entstand 1899 der Konsumverein „Produktion“, um dessen Entstehen sich besonders die Parteigenossen von Elm und Frau Steinboch verdient gemacht haben.

Die in den Arbeitermassen unaufhaltsam um sich greifende höhere Werthschätzung der Gegenwartarbeit und damit auch der Konsumgenossenschaften — auch Baugenossenschaften gehören hierher; sie haben jedoch aus nahe liegenden Gründen eine viel geringere Bedeutung erlangt als die Konsumvereine und ich lasse sie hier außer Betracht — mußte natürlich auch ihren theoretischen Ausdruck finden und dann bei den in der Partei noch weit verbreiteten Anschauungen über den Unwerth aller kleinlichen Augenblickserfolge zu lebhaften Auseinandersetzungen führen. Sie knüpften sich in erster Reihe an den Namen Eduard Bernstein, dessen im Jahr 1899 erschienenes Buch: „Die Voraussetzungen des Sozialismus“ auf den verschiedensten Gebieten die Bedeutung der Gegenwartarbeit stark hervorhob und neben begeistertem Beifall schärfste Anfeindung fand. Auch Bernstein wies, wie Krons, Frau Gerhard und Andere, vor Allem auch von Elm gethan hatten, auf die Produktion hin, die von stark gewordenen Konsumvereinen heute schon betrieben wird, und er betonte das sozialistische Element, das dadurch in jedem Konsumverein liegt. Es ist merkwürdig, wie gerade dem scharfsinnigen Marx bei seiner Begeisterung für die Kooperativfabrik entgangen war, daß bei geüblicher Entwicklung nur die Produktivgenossenschaften einen genossenschaftlichen Charakter bewahrt hatten, die entweder direkte Betriebe von Konsumgenossenschaften geworden oder doch in eine enge Beziehung zu solchen getreten waren. Gerade durch dieses Zusammenwirken von Produktion und Konsumgenossenschaft sind Ansätze einer genossenschaftlichen Produktion geschaffen worden,

die Bernstein zu dem Ausdruck veranlassen, meines Erachtens mit vollem Recht: „Die genossenschaftliche Produktion wird verwirklicht werden, wenn auch wahrscheinlich in anderen Formen, als es sich die ersten Theoretiker des Genossenschaftswesens gedacht haben.“

Zu einer eingehenden Aussprache kam es 1899 auf dem Parteitag in Hannover. Während man sieben Jahre vorher in Berlin bei der Diskussion über das Genossenschaftswesen lediglich an Produktionsgenossenschaften gedacht hatte, dachte man hier hauptsächlich an Konsumvereine, und während man damals den Parteigenossen gerathen hatte, der Gründung von Genossenschaften geradezu entgegenzutreten, nahm jetzt kein einziger Redner einen schroff ablehnenden Standpunkt ein; nur über den Umfang der Bedeutung der Konsumvereine war man nicht ganz einig. Von der Thatsache ausgehend, daß die Konsumvereine auch in die Produktion eintreten, hoben einzelne Parteigenossen hervor, daß sie ein sehr wesentliches Mittel zur Umgestaltung der Gesellschaftsform seien, ja, geradezu „als ein sozialistischer Embryo in der kapitalistischen Gesellschaft“ bezeichnet werden könnten. Dem gegenüber sagte Bebel: „Die Konsumvereine der Leipziger, Dresdener, Zwischauer u. s. w. wurden begründet und haben sich zum Theil sehr gut entwickelt, nehmen es zum Theil mit dem genter Vooruit in Bezug auf den Umsatz auf, aber keinem unserer sächsischen und sonstigen Freunde, die in den Konsumvereinen eine leitende Stelle einnehmen, ist bisher eingefallen, zu erklären, diese Genossenschaften müßten die Grundlage, den Embryo der sozialistischen Gesellschaft bilden. Davon ist bis vor Kurzem nie die Rede gewesen; und ich erkläre mich auch jetzt gegen eine solche Ansicht. Ein gut geleiteter Konsumverein wird zwölf Prozent Dividende abwerfen bei einem Jahresverbrauch von 400 bis 500 Mark pro Arbeiterfamilie. Ein Lohnzuschlag von vielleicht acht Prozent, der sich dadurch ergibt, ist gewiß ein Vortheil, aber damit ist es auch genug. Anzunehmen, daß durch Konsum- und für die Konsumvereine arbeitende Produktionsgenossenschaften eine Art vorbereitender Umgestaltung von der bürgerlichen in die sozialistische Gesellschaft stattfinde: zu dieser Höhe der Anschauung vermag ich mich nicht zu erheben.“

Hiermit gab Bebel jedenfalls die ziemlich allgemein in der Partei herrschende Anschauung wieder, die dann auch in der fast einstimmig angenommenen Resolution zum Ausdruck kam: „Die Partei steht der Gründung von Wirtschaftsgenossenschaften neutral gegenüber; sie erachtet die Gründung solcher Genossenschaften, vorausgesetzt, daß die dazu nöthigen Vorbedingungen vorhanden sind, als geeignet, in der wirtschaftlichen Lage ihrer Mitglieder Verbesserungen herbeizuführen, sie sieht auch in der Gründung solcher Genossenschaften, wie in jeder Organisation der Arbeiter zur Wahrung und Förderung ihrer Interessen, ein geeignetes Mittel zur Erziehung der Arbeiterklasse zur selbstständigen Vertretung ihrer Angelegenheiten, aber sie mißt diesen Wirtschaftsgenossenschaften keine entscheidende Bedeutung bei für die Befreiung der Arbeiterklasse aus den Fesseln der Lohnsklaverei.“ Andere Redner, zum Beispiel Dr. David, meinten freilich, daß die Wendung „keine entscheidende Bedeutung“ ein ganz unpräziser Ausdruck sei, und David wünschte, „eine mitentscheidende Bedeutung“ dafür zu setzen, doch wurde die Resolution, wie gesagt, fast einstimmig, mit 216 gegen 21 Stimmen bei einer Stimmenthaltung, angenommen und von den dissentirenden 21 gaben 9

eine Erklärung zu Protokoll, daß ihre Abstimmung sich gegen einen anderen Abschnitt der ziemlich umfangreichen Resolution richtete; mit der Versicherung der wohlwollenden Neutralität gegenüber den Genossenschaften waren auch sie einverstanden. Besonders energisch vertrat wohl der Parteigenosse von Elm die Auffassung, daß den Genossenschaften eine sehr erhebliche Bedeutung für die Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Produktion zukomme. Zur Stütze seiner Ansicht verwies er auf die Großeinkaufsgesellschaft der englischen Konsumvereine, die mehrere Dampfer auf dem Meer habe, das größte Thee-geschäft der Welt besitze, ein mächtiges Bankgeschäft mit fast einer Milliarde Mark jährlichem Umsatz, die bedeutendsten Schuhfabriken in England und Schottland, Seifenfabriken, Tabak-, Möbel-, Konserven-, Hemden-, Blusen- und Schürzenfabrik, Herren- und Knabenkonfektion u. s. w., lauter Fabriken nicht lokaler Natur.

Die von Elm vertretene Auffassung ist seitdem viel stärker propagirt worden und hat in der Partei schon zahlreiche Anhänger gewonnen. In der That kann ja gar nicht geleugnet werden, daß überall, wo Konsumvereine zur Produktion übergehen, in gewissem Umfang die Herstellung von Waaren der Herstellung von Gebrauchsgegenständen weicht, also eine der sozialistischen Produktion ähnliche einsetzt. Freilich decken die Mitglieder, die ja durch tausend Fäden mit dem die Welt umspannenden Netz des Kapitalismus verknüpft sind, nur einen geringen Theil ihrer Bedürfnisse in der Genossenschaft; diese ist eben nur eine kleine Insel in dem wilden Gewoge des modernen Wirthschaftgetriebes. Mit dem Erstarken der Genossenschaften wächst dieser Theil, mit dem Umfang des Geschäftsbetriebes der Genossenschaft macht sich auch das Verlangen nach eigener Produktion stärker geltend. Zunächst sind es Bäckereien und Fleischereien, die in Betrieb genommen werden, dann werden Mühlen erworben oder errichtet und, wie das von Elm angeführte englische Beispiel zeigt, auch zahlreiche Fabriken der verschiedensten Industriegebiete. Auch bei uns in Deutschland zeigt dieser Betrieb schon recht verheißungsvolle Ansätze. Von den Konsumvereinen, die im Jahr 1900 an den Anwalt des Allgemeinen Verbandes berichteten, 568 an der Zahl, besaßen 75 eine eigene Bäckerei, eine davon auch eine eigene Mühle, 4 daneben noch eine Schlächterei oder Destillation oder eine Kellerei, 2 Vereine betrieben eine Schlächterei, 3 besaßen sich auch bereits mit der Anfertigung von Arbeiterhemden. Je weiter der Umfang des Geschäftes sich ausdehnt, je mehr in den eigenen Werkstätten hergestellt wird, um so unabhängiger wird die Genossenschaft vom Markt, „sie wächst aus dem Markt heraus“, nach Franz Oppenheimers treffendem Ausdruck, und nähert sich dem sozialistischen Ideal einer Herstellung von Gebrauchsgegenständen, die nur noch der Form nach als Waaren an die Mitglieder vertheilt werden.

Freilich wendet man ein, die Genossenschaft werde nie alle Gegenstände in den Kreis ihres Geschäftes aufnehmen können, namentlich die nicht, die, wie große Maschinen, Eisenbahnen u. s. w., nicht von einzelnen Personen in individuellen Gebrauch genommen werden können. Das ist wohl richtig; aber zum Theil treten bei solchen Betrieben ja heute schon die großen Zwangsgenossenschaften ein, denen wir Alle angehören, die Kommunen, der Staat, das Reich, und mit fortschreitender Entwicklung wird Das zweifellos in viel stärkerem Maß der Fall sein. Wo die genossenschaftliche Bewegung ihr Ende erreichen wird, wo sie ihre

natürlichen Grenzen hat, läßt sich heute sicher nicht voraussagen. Unter den Arbeitern wächst die Sympathie für sie jedenfalls noch eben so wie die Einsicht in ihre Bedeutung, über die Kautsky im Jahr 1897 urtheilte: „Früher oder später ist in jedem Lande die Genossenschaftsbewegung berufen, neben dem Kampf der Gewerkschaften um Beeinflussung der Produktionsbedingungen, neben dem Kampf des Proletariates um die Macht in Gemeinde und Staat, neben dem Bestreben von Gemeinde und Staat nach Ausdehnung und Vermehrung der von ihnen beherrschten und verwalteten Produktionszweige, eine nicht unwichtige Rolle im Emanzipationskampfe der Arbeiterklasse zu spielen.“ Hier wird der Genossenschaftsbewegung ein weit günstigeres Prognostikon gestellt als in der wohlwollend neutralen Resolution von 1899. Wenn Kautsky fortfährt: „Und was ist denn das Bild, das uns von der sozialistischen Gesellschaft entworfen wird, Anderes als das einer ungeheuren Konsumgenossenschaft, die allerdings keine Handelsgenossenschaft, sondern gleichzeitig eine Produktivgenossenschaft ist, deren Betriebe für den Konsum ihrer Mitglieder produzieren“, so weist er auch deutlich auf das sozialistische Element in diesen Genossenschaften hin.

Zu der rascheren Verbreitung dieser Einsicht in den Kreisen der Partei tragen auch die Verfolgungen bei, denen die Konsumvereine von Behörden und anderen Parteien ausgesetzt sind; so wurde durch die ungerechte und empörende Ausschließung von hundert Konsumvereinen aus dem Allgemeinen Verband Deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften auf dem Allgemeinen Genossenschaftstage zu Kreuznach im August 1902 wegen ihrer verwerflichen wirtschaftspolitischen Tendenz, den Zwischenhandel überflüssig zu machen, die Augen von Hunderttausenden von Arbeitern, die den Genossenschaften bisher fremd und theilnahmelos gegenüber standen, auf diese verfolgten Arbeiterorganisationen gelenkt. Etwa 500 von den 661 dem Verband angeschlossenen Konsumvereinen haben sich mit den Ausgeschlossenen solidarisch erklärt und dem Verbande den Rücken gekehrt; der neue Allgemeine Verband der Konsum-Genossenschaften, der Ende Mai in Dresden begründet werden soll, wird sicherlich eine starke Verbekraft entwickeln, so daß die genossenschaftliche Idee in den nächsten Jahren mit wachsendem Erfolg propagirt werden und in der Arbeiterschaft immer festere Wurzeln schlagen wird.

Die Partei hat bisher nicht Veranlassung genommen, ihre offizielle Kundgebung der wohlwollend neutralen Haltung vom Jahre 1899 zu ändern; wahrscheinlich würde schon heute, falls eine Kundgebung notwendig wäre, deren Wortlaut weniger zurückhaltend sein und das sozialistische Element in den Genossenschaften betonen. Aber wenn auch in den nächsten Jahren eine Aussprache in der Partei und eine solche Kundgebung kaum erfolgen wird, so ist doch vorauszusehen, daß in der Praxis die Haltung der Parteigenossen von der heute noch oft wahrzunehmenden Reserve viel verlieren wird. Die Genossenschaften sind auf dem besten Wege, die Arbeiterschaft zu gewinnen; auch der noch nicht sozialdemokratisch gesinnte Theil der Arbeiterschaft wird mehr und mehr von ihnen erfaßt und durch sie zu einem guten Stück praktischen Sozialismus erzogen. In dankenswerther Weise wirken so die Genossenschaften auch auf die Vereinheitlichung der Arbeiterbewegung hin.



## Arzt contra Bakteriologe.

Wenn die Vertreter verschiedener wissenschaftlichen Lehrmeinungen einander bekämpfen, so bleibt dieser Kampf dem Exoteriker entweder gleichgültig oder er betrachtet mit behaglichem Lächeln die Anstrengungen der Kämpfer in einem Streite, der gewöhnlich mit der Einsicht endet, daß die Wahrheit nicht einmal in der Mitte liegt. Anders sind die Verhältnisse, wenn eine Partei ihre Hypothese zum Dogma machen will, das über den Tempel der Wissenschaft hinaus die unfehlbare Norm für das tägliche Leben bilden soll. Hier droht eine nicht zu unterschätzende Gefahr für den trotz aller Ablehnung immer noch existirenden gesunden Menschenverstand, der nun gezwungen werden soll, seine Handlungen nicht mehr nach den sich ständig regulirenden Erfahrungen des Lebens, sondern nach schematischen Abstraktionen von Autoritäten zu gestalten, die an einem der vielen grünen Tische orakeln. Der Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis besteht ja nur, weil der Theoretiker sein Wolkenkuckucksheim für die Welt hält und dem auf dem Boden der selbst erlebten Thatsachen sicher fortschreitenden Praktiker seine utopischen Folgerungen aufzubringen versucht und wirklich aufzuzwingen im Stande ist, wenn er, wie gewöhnlich, mit dem Nimbus der abgestempelten Autorität die vollkommene Lösung aller Probleme verkündet.

Die Majorität ist für das Absurde, Phantastische, der Erfahrung Widersprechende am Ehesten zugänglich; nicht ohne scheinbare Berechtigung, wenn den für Aussprüche ex cathedra besonders suggestiven Gemüthern mit Hilfe des heute ausnahmslos zugkräftigen Taschenspielerkunststückes experimenteller Analogisirung die Laboratoriums- oder Kathederweisheit als maßgebend für die Mannichfaltigkeit realer Geschehnisse vorgeführt wird. Dieser Vorgang ist typisch für alle Gebiete; auf dem der Medizin, dem Tummelplatz der Mystiker und Enthusiasten, wiederholt er sich am Deutlichsten und Häufigsten. Nur selten aber war die Herrschaft der blassen Theorie in der Medizin stärker als in den letzten zwei Jahrzehnten, eben weil die Utopie unter dem Deckmantel des angeblich untrüglichen naturwissenschaftlichen Experimentes vollkommensten Schutz fand. Jeder kennt die unermessliche Bedeutung des Versuches auf allen Gebieten des täglichen Lebens; hat doch der Volksmund in dem Wort „Probiren geht über Studiren“ dieser Ansicht längst epigrammatisch Ausdruck gegeben; und die staunenswerthen Erfolge des Experimentes auf dem Gebiete der Naturwissenschaft haben diese Ehrfurcht vor experimentell gestützten Behauptungen ins Unermessliche gesteigert. Aber der Kundige weiß, daß das Experiment doch eben nur unter bestimmten Bedingungen gilt und daß seine Ergebnisse nicht durch logische Kunstgriffe und Dialektik übermäßig verallgemeinert — Das heißt: auf dem Wege der

Analogie auf andere, fremde, Gebiete übertragen — werden dürfen. Ein physikalischer oder chemischer Versuch, zum Beispiel, der unter gründlichem Wechsel der Versuchsbedingungen und unter Ausschluß aller Fehlerquellen einen bestimmten Zusammenhang erschließen läßt, hat eben nur für die engen Grenzen der jeweiligen Versuchsanordnung Geltung und nicht, wie die mathematischen Beweise, angeblich für alle denkbaren, formal gleichen Fälle. Deshalb muß in der Welt der Mannichfaltigkeiten für jeden neuen Fall die Identität der materiellen Bedingungen von Neuem erwiesen oder der Formel durch Bestimmung einer Konstante (richtiger: einer individuell Variablen) eine entsprechende Korrektur gegeben werden.

Die Gültigkeit der sogenannten Gesetze ist also schon an sich beschränkt; selbst die Fallgesetze können als wirkliche Norm nur für den (auf Erden nirgends existierenden) luftleeren Raum gelten und ein Mensch mit normalem Verstande wird sich hüten, die Vorgänge an einem Tellurium für mehr als ein bloßes Schattenbild kosmischer Vorgänge anzusehen, also etwa die mechanischen oder energetischen Verhältnisse des Schemas und der Wirklichkeit auch nur für annähernd gleichwerthig zu halten.

Auf biologischem Gebiet aber hat man sich nicht gescheut, die größten chemischen und mechanischen Eingriffe, die man nur als intensive Vergiftung oder schwerste Verletzung, also als eine Katastrophe im Organismus bezeichnen kann, den unmerklichen, allmählich wirkenden Krankheitsursachen gleichzusetzen. Das Höchste aber haben die Bakteriologen dem gesunden Menschenverstande mit dem Dogma zugemuthet, daß die künstliche Ueberschwemmung thierischer Organismen mit Bakterien und ihren Giften (nach meiner Bezeichnung die Injektion-Krankheit, die unweigerlich in kürzester Zeit trotz der Verschiedenheit der injizirten Bakterien unter annähernd gleichen Erscheinungen den Tod der Thiere herbeiführt) mit dem Prozeß der Entstehung und des Verlaufes einer in den weitaus meisten Fällen heilbaren Infektion-Krankheit des menschlichen Organismus identisch sei. So war es natürlich leicht, in Eirkelschlüssen schlimmster Art zu dem Resultat zu gelangen, daß alle Infektion-Krankheiten durch Bakterien bedingt, alle Krankheiten, wo sich Bakterien finden, Infektion-Krankheiten seien und daß Bakterien als Ursache von himmelsweit verschiedenen Krankheitsformen und -intensitäten betrachtet werden müßten, ja, daß die Anwesenheit von kleinsten Lebewesen im gesunden menschlichen Organismus schon die Krankheit mit ihren Folgen für den Träger und die Umgebung setze. Die Schlussfolgerung geht also — Das ist keine Ironie — nach folgendem, auch schon in den Prämissen ansechtbaren Schema:

Obersatz: Ich habe noch keinen Fall von Cholera ohne Kommabazillen (Diphtherie ohne Diphtheriebazillen, Gonorrhoe ohne Gonokokken) gesehen.  
Untersatz: Ich betrachte nur den Fall als Cholera, wo ich den Kommabazillus



(als Diphtherie, wo ich den Diphtheriebazillus, als Gonorrhoe, wo ich den Gonokokkus) finde. Schluß: Die Cholera wird nur durch Kommabazillen verursacht, die Diphtherie durch Diphtheriebazillen, die Gonorrhoe durch Gonokokken.

Wäre nun der Schluß nur ein rein wissenschaftlicher, so hätte ich eben so wenig einen Grund, mein Buch hier anzuzeigen, wie ich Anlaß gehabt hätte, ihm den für manchen wohl befremdlichen, aber, wie ich meine, bezeichnenden Titel: *Arzt contra Bakteriologe\**) zu geben. Da aber die Bakteriologen von ihren Laboratorien aus, auf der Basis von Thierversuchen, die für den Menschen behandelnden Arzt nicht von Belang sind, die Welt zu regieren und erfahrenen Ärzten die Gesetze des Handelns am Krankenbett vorschreiben zu können vermeinen, so muß die Allgemeinheit, die unter diesen Umständen nach meiner Ansicht das Gegentheil des tertius gaudens ist, aber die wirkliche wissenschaftliche und praktische Bedeutung bakteriologischer Sentiments, Forderungen und Handlungen aufgeklärt werden. So betrachte ich meine Arbeit als Anklage- und Vertheidigungsschrift, die in ihrem wichtigsten Theil jedem Gebildeten verständlich sein wird. Vor Allem ist sie ein Versuch, die Zeitgenossen, so weit ich es vermag, vor den Wirkungen des bakteriologischen Schreckens zu schützen, der schlimmer ist als der panische und der weiße. Sie können aber nur geschätzt werden, wenn sie von einem Wissenden erfahren, auf wie unsicheren Grundlagen die allein aus der bakteriologischen Forschung erwachsenen Anschauungen über diagnostische Möglichkeiten, Absperrungs-, Sicherungs- und Heilungsmaßregeln beruhen.

So hoch ich die Bakteriologie als biologische Wissenschaft und Lehre von den kleinsten Lebewesen schätze, da sie uns überraschende, jetzt noch kaum zu ahnende biologische Aufschlüsse, neue chemische Methoden und wichtige, durch Züchtung vervollkommnete Produkte liefern wird, so sehr muß ich die unter dem Bann der unsehnbaren Wissenschaft proklamirten Behauptungen und Ansprüche der „Nichtalsbakteriologen“ bestreiten, die, fern vom Krankenbett, als Diagnostiker in absentia, Krankheiten erkennen, sie schematisch durch Desinfektion verhüten und durch Mittel, die aus einer falschen Theorie abgeleitet sind, mit Sicherheit heilen wollen. Das gilt für das Tuberkulin, für 'die Region' der Verummittelte und alles 'Aequivalente' in gleicher Weise.

Ich lege hier nicht etwa das Hauptgewicht auf die Kostspieligkeit der Behandlungsmethoden und Isolierungsmaßregeln oder den Aufwand für die rück-sichtslose Kanonade mit Desinfektionsmitteln nach einem (in der überwiegenden Zahl der Fälle rein hypothetischen) Feinde\*\*) — solche Geldausgaben kommen

\*) Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1903.

\*\*) Ich kann nur die Mikroben der Malaria, des Rückfallfiebers und des Milzbrandes für die Erreger der genannten Krankheitsformen halten, während sie in allen anderen Fällen nur sekundär wirken oder eine bedeutungslose Begleiterscheinung sind.

doch volkswirtschaftlich in Betracht, da man sie, statt zu unproduktiven Zwecken, gerade für die Unterstützung der wirtschaftlich Schwachen verwenden könnte —, sondern mir liegt vor Allem am Herzen, zu zeigen, daß die Ziele der wahren Hygiene, die nur durch radikale Aenderung der sozialen Verhältnisse, durch wirkliche Verbesserung der Lebensbedingungen gefördert werden können, unter dem Einfluß der Bakteriologie in unheilvoller Weise verschoben worden sind.

Auf die unberechtigte Herrschaft der bakteriologischen Lehre sind aber meines Erachtens noch weitere beklagenswerthe Folgen zurückzuführen. Die falsche Lehre von der Bekämpfung der Infektion-Krankheiten durch hermetische Absperrung der für infektiös Gehaltene ist das beste Mittel, unter der Flagge der Wissenschaft alle antisozialen Maßregeln (Absperrung der Grenzen, Verhinderung von Ein- und Ausfuhr, Verbot von Versammlungen) zu decken und Jedermann des Haus- und Familienrechtes zu berauben, ihn zur Hospitalbehandlung zu zwingen oder wie ein wildes Thier zu isoliren, nur weil er im Verdacht steht, Bakterien zu beherbergen, die für infektiös gelten oder mit Trägern solcher kleinsten Lebewesen in irgend eine Berührung gekommen zu sein. Zu welcher Verleugnung sittlicher Forderungen die durch die Bakteriologen genährte Furcht vor den Kranken führen kann, haben wir ja zur Zeit der Choleraepidemie in Hamburg schauernd — die Einen vor Furcht, die Anderen vor Schmerz — selbst erlebt und erleben es jetzt, wo Pocken-Diphtherie- und Typhuskranke in einer an die schlimmsten Zeiten des Mittelalters erinnernden Weise isolirt werden. In unserer „schneidigen“ Zeit ein doppelt trübes Bild.

Meines Erachtens hat auch das Ansehen des praktischen Arztes, der doch immer der Hauptrepräsentant des ärztlichen Berufes ist, schwer dadurch gelitten, daß das Recht zur Diagnose vom Krankenbett auf das Laboratorium des Berufsbakteriologen übertragen und der Arzt, unter der Gewalt der von Bakteriologen gebildeten öffentlichen Meinung, gezwungen wurde und wird, bakteriologisch abgestempelte Mittel auch gegen seinen Willen anzuwenden, wenn er sich nicht schwere Verluste an Praxis und möglicher Weise eine Anklage wegen Unterlassung heilsamer Maßnahmen zuziehen will. Wie schwer war es und welchen Anfeindungen war man ausgesetzt, wenn man in der Hochfluth der Tuberkulin-Ära dem Sturm der Hilfesuchenden und ihrer verblendeten Angehörigen nach gewissenhafter Ueberzeugung Stand zu halten und wissenschaftlich und human zu verfahren versuchte! Ich für meine Person konnte in einer leitenden Stellung allerdings durchsetzen, was ich für richtig hielt; und da ich es für unvereinbar mit meinen wissenschaftlichen Anschauungen fand, das (meiner Ueberzeugung nach aus ganz falschen wissenschaftlichen Voraussetzungen als Heilmittel empfohlene) Tuberkulin in der von Koch vorgeschriebenen Form, nämlich in großen, Fieber erregenden Dosen und in allen

Formen und Stadien der Lungenerkrankung anzuwenden, so habe ich nur die Kranken mit Sorgfalt ausgewählt, denen mit kleinen, langsam steigenden Dosen wenigstens nicht geschadet werden konnte. Das aber, was bei chronischen Fällen, für deren Heilung ja auch der Laie wenigstens Monate in Anschlag bringt, noch möglich war, wäre der Diphtherie gegenüber und unter der brutalen Gewalt des Enthusiasmus für die neue Heilmethode überhaupt unmöglich gewesen; denn jeder ohne Serum erfolgte Todesfall wäre doch unfehlbar dem herzlosen und unwissenschaftlichen Verächter der neuen Mode zur Last gelegt worden. Man mußte also entweder im Vertrauen auf die Wichtigkeit der Grundlagen, auf denen das Heilmittel erwachsen war, blind drauflosbehandeln oder, wie ich gethan habe, konsequent jede Behandlung Diphtheriekranker, die man ja mit einem imperativen Mandat nicht mehr nach seinem Gewissen, sondern nur nach einer allgemein gültigen Formel ohne Individualisierung leiten konnte, ablehnen. Man durfte auch nicht einmal mit der Behandlung abwarten, bis sich der Fall klar gestaltete; denn das Heilmittel sollte am Besten (nach einigen Heißspornen unfehlbar) wirken, wenn es so früh wie möglich angewendet wurde. Das heißt für den Erfahrenen: bevor eine klinische Diagnose überhaupt möglich ist. Wenn man aber einen solchen Zwang mit der ärztlichen und wissenschaftlichen Ethik für vereinbar hält, dann darf man sich auch nicht darüber wundern, daß der praktische Arzt den Rest des Ansehens einbüßte, das ihm das Ueberwuchern des Spezialisismus und die abschätzigere Meinung der Behörden, für die das Gutachten eines praktischen Arztes kaum noch in Betracht zu kommen scheint, gelassen haben.

Die Optimisten und Wundergläubigen vergessen ganz, daß die Sicherheit und Wirksamkeit der ärztlichen Leistung von der persönlichen Erfahrung des Einzelnen und der Sorgfalt der Anwendung abhängt. Es liegt darum im Interesse der Menschheit und der Menschlichkeit, daß jeder Arzt sich selbst und nicht durch bloßes Nachbeten Klarheit über die wahre Bedeutung eines Mittels verschafft. Das kann aber nur geschehen, wenn nicht nach der Schablone behandelt, sondern von vorn herein, schon um den Einfluß der wechselnden, die Schwere der Epidemien gestaltenden Faktoren auszuscheiden, in einwandfreier Weise eine geraume Zeit lang überall beweiskräftiges Material gesammelt wird. Dazu ist natürlich eine Prüfung, durch die Licht und Schatten richtig vertheilt wird, unerlässlich, etwa, wie ich vorgeschlagen habe, in der Art, daß jeder neue Fall, der eine gerade Aufnahmeummer hat, mit dem neuen Mittel, jeder eine ungerade Aufnahmeziffer tragende in der früheren Weise behandelt wird. Dann wird man nach einigen Wochen, wenn überall die selbe Methode in Anwendung kommt, alle Fehlerquellen ausgeschaltet haben und genau wissen, woran man ist, da bei vorichtigem Vorgehen auch genügende Erfahrungen über die vor Allem wichtigen individuellen Verhält-

nisse, von denen die unangenehmen und schädlichen Nebenwirkungen eines Mittels abhängen, gewonnen werden. Bei der Prüfung einer Heilmethode muß, wie im Kriege, das vermeintliche oder berechnigte Interesse des Individuums hinter das der Gesamtheit zurücktreten und auch der humanste Arzt muß seinem Wunsch, sofort zu helfen, Zügel anlegen, bis er selbst die nöthigen Erfahrungen über ein Mittel gesammelt hat, da es eben kein Universalheilmittel für eine Krankheit, sondern nur unter bestimmten Umständen wirksame oder schädliche Mittel giebt. Der Arzt, der im guten Glauben nach der gegebenen Formel handelt, gleicht nur zu sehr dem läppischen Bären, der die Fliege auf der Stirn seines Herrn mit einem Stein erschlägt.

Nichts ist bekanntlich trügerischer als die Annahme, daß Heilung bei Anwendung eines Mittels auch Heilung durch das Mittel ist; und da gerade Epidemien, um mich so auszudrücken, von vorn herein unter einem „günstigeren oder ungünstigeren Stern“ stehen, so sind hier therapeutische Fehlschlüsse an der Tagesordnung. Bei gutartigem Charakter der Krankheit wird die Heilung dem angewandten Mittel zugeschrieben, bei bösartigem werden nur die ungünstigen Verhältnisse verantwortlich gemacht. Diese Gunst der Umstände ist dem Diphtherieheilserum im vollsten Maße zu Theil geworden und darum wird das Mittel, das, kritisch geprüft, in schweren und mittelschweren Fällen nicht mehr leistet als die abwartende Behandlung, in einer bösartigen Epidemie auch bei den blinden Enthusiasten den Nimbus seines suggestiven Namens nicht bewahren können.

Man mag über meine theoretischen Ausführungen denken, wie man will: das Recht der Erfahrung nehme ich für mich in weitestem Umfang in Anspruch; denn meine Schlußfolgerungen sind nicht im Laboratorium, dessen Geheimnisse ich sehr wohl kenne, sondern aus einer eingehenden praktischen Erfahrung über sämmtliche in Deutschland seit dreißig Jahren aufgetretenen Formen der Infektion-Krankheiten und Epidemien erwachsen. Zum nicht geringen Theil sind auch für die kritische Stellung, die ich gegenüber der modernen Bakteriologie eingenommen habe, Erinnerungen bestimmend gewesen, die für mich, den Sohn eines sehr beschäftigten Arztes, bis in meine früheste Jugendzeit zurückreichen. Es bleibt mir unvergänglich, wie während der großen Choleraepidemie der fünfziger Jahre Choleraerkrankte in nicht geringer Zahl in unsere Wohnung gebracht wurden, um den Rath meines damals an einem Augenleiden erkrankten Vaters einzuholen. Niemand hat in dieser Zeit die Möglichkeit einer Ansteckung befürchtet und die Epidemie hat weder uns noch unsere Nachbarschaft ergriffen, obwohl auch ein solches Ereigniß während einer Epidemie nicht als Beweis für Uebertragung durch Ansteckung zu verwerthen gewesen wäre. Und eben so verhielt man sich den anderen Infektion-Krankheiten gegenüber.

Abgesehen von kritischen Gründen haben mich also ausgiebige Beob-

achtungen am Krankenbett zu der Ansicht geführt, daß die Furcht vor den Kranken herzlos und unnöthig ist, da Ansteckung relativ selten bewiesen werden kann und meines Erachtens Seuchen (Epidemien) sicher nicht — und Endemien nur zum kleinsten Theil — durch Ansteckung entstehen. Die jetzt maßgebende Generation der Bakteriologen und der in ihrer Schule erzogenen Aerzte kann aber Dem gegenüber für ihre Ansichten nur die Ergebnisse des Laboratoriums ins Feld führen, die sie denn auch bei mangelnder Erfahrung in der Bekämpfung von Epidemien ohne Kritik verwerthet. Wie fremd dieser Schule die klinische Erfahrung ist, beweist nichts besser als die Thatsache, daß entsprechend ihrer Theorie jetzt sogar die an Unterleibstypus Erkrankten, die, so lange ich mich erinnere, fast überall\*), auch während großer Endemien, unter die anderen Kranken ohne jede Gefährdung dieser Nachbarn vertheilt waren, strengstens isolirt werden müssen. Und eben so utopisch erscheint der Versuch, durch ein Netz von Typhusdetektivstationen jeden bakteriologisch verdächtigen Fall zur Kenntniß zu bringen und so auf dem Wege der Isolirung die Krankheit, deren merkwürdige Wellenbewegungen jedem Erfahrenen bekannt sind, auszurotten. Neben den Kommissionen für Typhus werden wir wohl bald auch andere und schließlich für jede der verschiedenen Infektion-Krankheiten haben; aber der Erfolg wird der selbe sein wie der von Inquisition, Kegergerichten und anderen Maßnahmen, die geistige Epidemien durch Vernichtung der Körper und der Werke der Keger auszurotten versuchten. Geistige und körperliche Epidemien und geistige Richtungen entstehen nicht durch ein Samenkorn, das ein Einzelner austreut — obwohl immerhin eine Zahl von Erkrankungen durch Ansteckung erfolgt —, sondern durch gemeinsame, noch unerforschte, wechselnde Erscheinungen der körperlichen und geistigen Anlage und der kosmischen und irdischen Faktoren, die den Wellengang des Lebens gestalten, den wir in dem Wechsel der physischen und psychischen Eigenheiten der Generationen\*\*) erkennen können.

\*) Auch Scharlach- und Masernkranke wurden während meiner Studienzeit und noch später ohne Nachtheil für die Zimmergenossen in den gemeinsamen Krankensälen behandelt.

\*\*) Daß die neue Form der bewußten und unbewußten Lebensäußerungen, vor Allem der Denkrichtung, in einzelnen Individuen zuerst merkbar wird, ist als Symptom des nahenden Umschwunges wichtig, aber bei der großen Mannichfaltigkeit der individuellen Lebenserscheinungen weniger bedeutungsvoll als die Thatsache, daß die Mehrzahl der Zeitgenossen fast mit einem Schlage in die neue, geistige oder körperliche Entwicklungsrichtung einlenkt. Einzelne Pflanzenkeime können, zufällig nach einem neuen Siedlungsorte verschleppt, Wurzel fassen oder künstlich fern von ihrer Heimath aufgezogen werden; die Entwicklung eines wirklichen Waldes und eines üppigen Kornfeldes ist an Bedingungen geknüpft, für die ein Exemplar, das zufällig aufwächst, oder der künstliche Versuch, der in einzelnen Fällen glückt, nicht durchweg maßgebend sein kann.

Die Bakteriologie hat meines Erachtens keins der Räthsel, die sie lösen zu wollen vorgab, gelöst, sondern nur die Schwierigkeit und Mannichfaltigkeit der Probleme, die man von der Enge des Laboratoriums aus abschließend nicht überblicken kann, noch klarer hervortreten lassen. Wenn es mir durch mein Buch gelungen sein sollte, die Anregung zu einer kritischen Betrachtung der dogmatischen Formulierungen der Bakteriologen zu geben, so habe ich meinen Zweck erreicht; und ich hoffe, daß kein Leser mir die Anerkennung versagen wird, daß ich mich bemüht habe, schwierige Probleme, unbeeinflusst von subjektiver Tagesmeinung, an der Hand der Erfahrung, von möglichst vielen Gesichtspunkten aus und bei aller Schärfe der Kritik sachlich zu erörtern. Ob ich Recht oder Unrecht habe, in welchem Punkt ich zu weit gegangen bin: Das wird die Zukunft entscheiden. Das Eine glaube ich schon jetzt aus den Zeichen der Zeit schließen zu dürfen: wenn die Wahrheit auch nicht ganz auf meiner Seite sein sollte, so entfernt sich doch meine Anschauung weit weniger von ihr als die von mir bekämpfte. Und wenn ich die Vorrede meines Buches mit dem alten Spruch abschloß: „Kinder, die jetzt noch spielen, werden dereinst unsere Richter sein“, so glaube ich, annehmen zu dürfen, daß schon heute Männer zu finden sind, die nach objektiver Erwägung in dieser Weise entscheiden.

Professor Dr. Ottomar Rosenbach.



## Emissionen.

Sind wirklich erst zwei Jahre vergangen, seit die große Krisis über Deutschland hereinbrach? Trennt uns wirklich ein so kurzer Zeitraum von den Tagen, da alte Bankpaläste wie Kartenhäuser hinsanken? Wahr, aber unglaublich; denn schon wieder sehen wir Börsentreiberien, die nur allzu geeignet sind, neue Katastrophen vorzubereiten. Der hohe Kurs einzelner Industrieaktien muß jetzt wieder Bedenken erregen; aber auch viel düsterere Schatten zeigen sich schon dem Auge. Die ungesunde Ueberspekulation, die nicht nüchtern rechnet, sondern, um schnell Profite einzuharfen, strupellos zu jedem Kurs kauft, ist wieder in den Börsensälen heimisch geworden. Und auch die widrigste Blüthe erblicken wir wieder am Giftbaum: der alte, vor der Krisis so oft gescholtene Unfug, der mit Emissionen getrieben wird, ist in ungeschwächter Kraft zurückgekehrt. Die Banken haben die Zeit des billigen Geldes und des hohen Wagemuthes benutzt, um Aktien, auf denen sie seit dem letzten Niedergangstagen gefessen hatten, ins liebe Publikum zu bringen. Die Leute, die, ohne Kapital, bei allen Emissionen mitmachen, um nach der ersten Steigerung mit Nutzen zu verkaufen, sind wieder obenauf und die Mode der Konjunkturzeichnerei beherrscht den Markt.

Mit der Emission der deutschen Reichsanleihe fing der Unfug an. Wochen lang hatte man vorher den Markt bearbeitet; das Geld, hieß es, sei billig und im Ueberflus vorhanden. Nur der Kenner merkte, wie sorgsam hinter den Cou-

liffen täglich der Privatdiskont herausgepußt wurde. Nach diesen Auftakten erklang der erste Satz der großen Symphonie: ein Andante Maestoso in Moll. Prospekte in allen Zeitungen: Neue Reichsanleihe! 290 Millionen! Dann kam der zweite Satz: Allegro. Höher schlugen die Herzen aller Patrioten, denn die Anleihe war fünfundsiebzigmal überzeichnet worden. Ueber dieses Thema hörten wir allerliebste Variationen; von deutscher Kapitalkraft wurde viel gesagt und gesungen. Dann das Scherzo. Die Jüdtenstimme der Börsenpresse säuselte wunderliche Triolen. Das ehrsüchtige Ausland hatte den Erfolg der Anleihe hämisch zu glossiren gewagt. Sollte Monsieur Toutlemonde diese Kritik etwa ernst nehmen? Nein; er höhnte die Jbidoten, die sich erdreisteten, zu nörgeln, und freute sich der Thatfache, daß ein paar ausländische Bässe sich herbeiließen, das Thema der Riesenüberzeichnung in feierlich getragenen Tönen zu variiren. Viertes Satz: Marcia Funebre. Der Kurs der neuen Anleihe sinkt; die Schaar der Konzertzeichner beeilt sich, die erhaltenen Stücke zu realisiren, und ein Theil der Börsenpresse stimmt schon laute Klagelieder an. Da muß Etwas geschehen. Also: Allegro Furioso. Grimmige Börsenbässe brummen: Alles Schwindel! Mit hellem Trompetenstoß fallen die Bankdirektoren ein. Das Klagegeheul und das Schluchzen der Weigen, das wehmüthig das weitere Sinken des Anleihekurses begleitet, muß übertönt werden und so bläst und streicht denn das ganze Orchester mit ungeheurem Kraftaufwand das Leitmotiv: Alles Schwindel! Nun naht das Finale. Paukenschlag und Trommelwirbel: das Uebernahmekonfortium hat sich aufgelöst. Schmetternde Jubelfanfaren preisen den glücklichen Verlauf der großen Aktion. . . Jetzt hört man auch wieder das Geflüster der Skeptiker, die von der Auflösung des Anleihekonsortiums als von einem Theatercoup reden und behaupten, man sei genöthigt gewesen, 70 Millionen der neuen Anleihe einem Unterkonsortium aufzupacken; von den 290 seien also nur 220 Millionen fest gezeichnet worden. Gegen solche Gerüchte hilft nur ein kräftiges Dementi. Richtig meideten denn auch die Börsenblätter, die Mär vom Unterkonsortium gehöre ins Fabelreich. Doch leider sind neuerdings die Offiziösen der Politik und der Finanz noch ungeschickter geworden, als sie früher schon waren. So las man am Schluß eines Dementiartikels den Satz: „Daß einzelne Banken und Bankhäuser, um ein weiteres Zurückgehen des Anleihekurses zu verhüten, größere Posten aus dem Markt nehmen mußten, ist eine Sache für sich.“ Diese Naivetät ist herzerquickend; ein Unterkonsortium giebt's nicht, aber die Banken haben „größere Posten aus dem Markt genommen“. Ob die intervenirenden Mächte ein Konsortium bilden oder vereinzelt vorgehen, ist doch ganz gleichgiltig; das verrätherische Säpchen lehrt deutlich, was man von der ungeheuren Ueberzeichnung zu halten hat. Da von vorn herein feststeht, daß nur ein kleiner Betrag zugetheilt wird, zeichnet Jeder eben getrost fünfzig- oder hundertmal mehr, als er wirklich haben will. Und auch diese Zeichner sind meist noch Leute, die nur die winzige Zeichnungsmarge einheimfen und die Papiere dann sofort wieder loswerden wollen. Diesmal dürfte die Riesenziffer der Ueberzeichnung wohl noch auf andere Weise zu erklären sein. Wahrscheinlich haben manche Banken, um mit recht großen Zahlen prunken zu können, den bei ihnen gezeichneten Betrag nach oben um einige Milliónchen abgerundet, die sie für sich zeichneten.

Den Värm, der kurz vor und nach der Emission der Reichsanleihe zur

Aufreizung gläubiger Gemüther inszenirt wurde, haben einzelne Banken mit List und Schlaueit ausgenüht. Die Berliner Bank brachte die Aktien der Rheinischen Möbelstoff-Weberei auf den Markt und eine kleine Bankfirma emittirte Duzer Porzellanmanufaktur-Aktien. Diese und andere Papiere flogen sofort nach der Emission um mehrere Prozent. Dabei wurde wieder ein bedenkliches Mittelchen angewandt, das offenbar gegen die Vorschriften des Börsengesetzes sündigt. In erster Linie wurden nämlich die Zeichner berücksichtigt, die sich verpflichteten, die Aktien erst nach ein paar Monaten zu verkaufen. Nach dem Wortlaut des Prospektes emittirt man eine bestimmte Aktiensumme und das Publikum muß glauben, der Kurs gebe ein getreues Bild vom Umsatz des gesammten Kapitals; die Sperre bewirkt aber, daß der Kurs nur die Bewegung eines ganz winzigen Kapitälchens spiegelt. Wenn man das Angebot ausschließt, sind Kurssteigerungen natürlich leicht zu erreichen. Das Börsengesetz aber schreibt ausdrücklich vor, der Prospekt müsse angeben, welcher Theil des Kapitals dauernd oder vorübergehend dem Verkehr entzogen ist.

Doch dem Publikum, das schwierige Analysen nicht liebt, genügte die Thatfache, daß die Kurse stiegen, und es drängte sich in Haufen zu den nächsten Emissionen. Besonders wild ging es zu, als die Deutsche Bank die Aktien der Reichelt Metallschraubensabrik einführte. Und hier zeigte sich abermals ein Uebelstand der geltenden Praxis. Man ist zu der Unsitte zurückgekehrt, neue Aktien nicht mehr zu einem festen Emissionskurs anzubieten, sondern einfach bekannt zu machen, an dem und dem Tage würden die Aktien an die Börse gebracht. Das widerspricht zwar nicht dem Wortlaut, aber dem Geist des Börsengesetzes, das die Veröffentlichung eines Prospektes ja nicht nur vorschreibt, um ein Urtheil über den inneren Werth einer Anleihe zu ermöglichen, sondern namentlich auch, um Grundlagen für die Beantwortung der Frage zu schaffen, ob der Emissionskurs angemessen ist. Für Reichelt-Aktien hatte das Publikum so viele Kaufaufträge gegeben, daß der von der Deutschen Bank beabsichtigte Kurs von 130 nicht durchzusetzen war; er mußte auf 140 gesteigert werden. Am nächsten Tag wollten die Konzertzeichner ihren Gewinn schnell einfädeln; aber die Deutsche Bank machte ihnen einen Strich durch die Rechnung: sie ließ den Kurs auf 131 fallen. Das war, wie die Dinge lagen, ihr gutes Recht; so häßliche Zwischenfälle wären aber zu vermeiden, wenn bei der Einladung zur Subskription der Kurs angegeben würde. Die Enttäuschung hat die Konzertzeichner nun wenigstens zu größerer Vorsicht gestimmt. Das war zu merken, als die Dresdener Bank mit den Aktien der Bodengesellschaft Kurfürstendam und die Berliner Handelsgesellschaft mit ihren Grundbesitzaktien auf den Markt kam. In beiden Fällen wurde zwar offiziell gemeldet, das ganze verfügbare Material sei aufgenommen worden, doch höre ich, der Umsatz sei recht gering gewesen und die Dresdener Bank habe sich genöthigt gesehen, eine stattliche Aktienmenge für sich zu behalten. Seitdem wurde der Kurs rasch erhöht; um Käufer zu locken? Die Emission der Bodengesellschaft Kurfürstendam enthüllte übrigens, welchen großen Grundbesitz die Dresdener Bank in den vergangenen, für sie sehr kritischen Jahren mitgeschleppt hat. Um diese Situation aber ganz klar zu erkennen, muß man bedenken, in wie naher Beziehung zur Bodengesellschaft Kurfürstendam und zur Dresdener Bank die auch von Vater Haberland stammende Berlinische Bodengesellschaft steht.



## Notizbuch.

**N**ier Wochen noch: dann wird in den deutschen Bundesklosets ein neuer Reichstag gewählt. Und Du weißt doch, lieber Leser, daß Du den leidenschaftlichsten aller je gesehenen Wahlkämpfe zu erwarten und Dich auf eine Entscheidung von ungeheurer Tragweite gefaßt zu machen hast? Du müßtest es wissen; denn so steht in den Zeitungen. Da wird dem Reichstag, der eben in sein längst mit Hypotheken belastetes Grab gesunken ist, fast von allen Parteien ein schlechtes Zeugniß in den Totenschein geschrieben; er sei zu selten beschlußfähig, zu agrarisch, nicht agrarisch genug, zu sozialistisch, zu kapitalistisch, geistig zu unbedeutend gewesen, habe dem Drang des Nationalgefühles den Ausdruck versagt, der nationalen Phrase allzu willig Gehör geschenkt, dem Idealismus die Thür verriegelt; und so weiter. Der neue Reichstag soll besser sein, wird besser sein, muß besser sein. Das empfindet Jeder; und deshalb steht uns ein Wahlkampf von unerhörter Festigkeit bevor. Die Armen, die gezwungen sind, im Schweiß ihres Angesichtes täglich solche Prophezeiung zu leisten, wären mehr zu bedauern, wenn Gewohnheit ihnen nicht lange schon das traurige Handwerk erleichtert hätte. In den allerletzten Wochen vor dem Wahltag wirbts ja nun auch ein Bißchen lebhafter werden. Die Parteien müssen mobil machen, die träge Mannschaft aufrütteln und dazu ist die Behauptung nöthig, von dieser Wahl hänge die Zukunft des Reiches und das Glück sämtliche Bürger ab. Das hören wir vor jeder Wahl, jedesmal wirbts von Manchen geglaubt, und da viele Männer, die sonst den Weg ins Stimmhaus scheuen, jetzt die Reugier treibt, die in usum elocutoris geschaffene Hölzergelle kennen zu lernen, wird vielleicht auch ein höherer Zettelhaufe beweisen, daß die Schicksalsstunde der Abrechnung von heißen Wünschen der Volksseele ersehnt worden war. Und damit wäre zugleich auch bewiesen, daß die Preßprophezeiung wirklich aus dem delphischen Heiligthum kam. Wir aber haben uns hier nicht zusammengesunden, um hinter Phrasenschleiern mit kindischem Spiel die Zeit zu vertreiben. Keine Rücksicht auf die taktischen Bedürfnisse einer Fraktion hindert uns, auszusprechen, was ist. Was ist? Der vorige Reichstag war nicht so schlecht, wie er gemacht wurde, und der nächste wird sich nicht wesentlich von ihm unterscheiden. Daß die W. d. R. lieber am heimischen Stammtisch als im Ballotbräu kniepten, mag der Reichschankwirth beklagen; mit der Politik hat diese Geschmacksfrage nichts zu schaffen. Da die löblichen Fraktionen fast immer „geschlossen“ stimmen, genügt es vollkommen, wenn ein paar emsige Wächter im Parlament sitzen; statt über den schlechten Besuch des Schwappsalates zu plärren, sollte man endlich im Artikel 28 der Reichsverfassung den zweiten Satz streichen, der lautet: „Zur Gültigkeit der Beschlußfassung ist die Anwesenheit der Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder erforderlich.“ Dann wäre — der dritte Satz des selben Artikels ist vor dreißig Jahren gestrichen worden — der Reichstag stets beschlußfähig; und die Furcht vor Ueberrumpelungen würde stärker wirken als alle Ermahnungen, stärker sogar als Diktat. Warum schilt man den vorigen Reichstag eigentlich? Er hat geleistet, was von ihm zu erwarten war, ist den Verbündeten Regierungen nie ernstlich unbedeuernd geworden, hat die Wünsche des Grafen Bälou prompt belacht und den Grafen Posadowsky nicht gehindert, verständige Gesetze durchzubringen. Kein sichtbares Symptom läßt hoffen oder fürchten, der nächste Reichstag werde veränderte Befenszüge zeigen. Die Sozialdemokratie wird sicher ein halbes, vielleicht ein ganzes

Duzend Sitze gewinnen, Konservative und Nationalliberale können ein paar Mandate an radikalere Parteien verlieren; im Ganzen aber wird wahrscheinlich Alles beim Alten bleiben. „Wenn in einem Lande die politische Leidenschaft so gering ist, daß sie nach fünf solchen Jahren, wie wir sie erleben mußten, nicht einmal die Vernichtung der ehrenwerthen Parteien herbeizuführen vermag, die ihre Grundzüge schände verrathen und sich vor der Gewalt schamlos prostituiert haben, dann braucht selbst die schwächste, unfruchtbarste Regierung nicht für ihr armes Bißchen Leben zu zittern. Wieder werden fünf Jahre vergehen. Die Sozialdemokratie wird im Reichstag dann sechsundsiebzig oder siebenzig Sitze haben, das Centrum wird die Weltanschauung des 1903 neuesten Kurzes bestimmen, die Konservativen werden, wie immer, thun, was die Regierung heischt, — und Alles wird auch dann noch beim Alten sein.“ Das wurde hier im Juli 1898 gesagt und kann heute noch wiederholt werden. Und damals ahnten wir noch nicht den Ausbruch der folio circulaire, den der Blick seitdem schauernd sah. Schon 1898 wurde viel von Zolltarif und Handelsverträgen geredet; wer aber gesagt hätte, dieses Gerede werde noch bis in den nächsten Wahlkampf fortwuchern, wäre ausgelacht worden. Und jetzt? Jetzt lesen wir, hören wir täglich, der zu Wählende sei nur zu fragen, für welchen Feldfruchtzoll er stimmen werde; nur danach. Wahnsinn muß man nennen und kann höchstens vor der Wahl des Spezialnamens zaubern. Die wichtigste, die allein wichtige Aufgabe eines Volkes, dessen Kaiser Wilhelm der Zweite ist, soll der Abschluß von Handelsverträgen sein? Während die capriciösen Handelsverträge galten, sind gute und schlechte Geschäfte gemacht worden, haben wir den berühmten „Aufschwung“ und einen jähen, noch lange nicht beendeten Niedergang erlebt, der nicht zum geringsten Teil die Folge überschätzender Exporthoffnungen war. Gerade diese Zeit sollte selbst Zweifler gelehrt haben, wie wenig ein mit paragraphirten Sähen beschriebenes Pergament gegen die Entwicklungstendenzen der Weltwirtschaft vermag. Ob die Vereinigten Staaten bald oder erst später zum Export von Massengütern gezwungen sein, wie in Asien, Afrika, Südeuropa die neuen Bahnbauten auf Produktion und Konsum wirken, ob Chamberlains und Rosebergs imperialistische Wirtschaftspläne gelingen werden: Das und noch manches Aüdere ist für Deutschlands Handel und Gewerbe unendlich wichtiger als der Zanf um winzige Kornzoll-differenzen. Auch andere Länder wollen Handelsverträge abschließen; in Amerika, Rußland, Oesterreich, Italien denkt aber Niemand ernsthaft daran, diese Geschäftsache zum Angelpunkt alles politischen Handelns zu machen. Der Lärm wäre begreiflich, wenn, wie in den Tagen Cobdens und Peels, prinzipielle Entscheidungen bevorständen. Die werden ja aber gar nicht erstrebt. Selbst den Verrückten dümmern doch lucida intervalla, die sie ungefähr erkennen lehren müßten, wie es kommen wird. Die Verbündeten Regierungen kündigen die Handelsverträge nicht und zeigen dadurch deutlich, daß sie eine vertraglose Aera um jeden Preis meiden möchten; sie werden also eine nicht sehr beträchtliche Erhöhung der Landwirtschaftszölle durchzusetzen suchen und, wenn diese Absicht auf Widerstand stößt, die geltenden Verträge einfach verlängern. Ergo werden ganz sicher die „extremen Agrarier“ nicht siegen, wird ganz sicher die vertraglose, die schreckliche Zeit dem armen Reich erspart bleiben. Und darum Räuber und Mörder? Die Grundlagen der Oekonomik haben sich verändert, die alten Lehrbücher sind fast schon unbrauchbar geworden, wir aber hören seit vierzehn Jahren immer die selbe Litanei: Soll die Lonne Brotgetreide 35, 50 oder 55 Mark Zoll tragen? Offenbar ist's die

Lebensfrage deutscher Nation; was nicht hindert, daß sie nachgerade langweilig geworden ist. Sie haben die nicht unmittelbar Interessirten sich so wenig um die Wahlen gekümmert; nie klang das Geschwätz vom „Wahlkampf“ komischer. Höchstens giebt's manchmal Etwas zu lachen. Da brüllt Einer: Gegen die Sozialdemokratie! Ein Zweiter: Gegen das Centrum! Ein Dritter, der nach Holzpapiererruhm lechzt: Unter allen Umständen gegen den Bund der Landwirthe! Diese guten Menschen und schlechten Musikanten haben bis heute noch nicht gelernt, daß den Wähler das wirtschaftliche Sein determinirt und daß gegen die Wucht der Klasseninteressen alle ideologischen Ermahnungen unwirksam sind. Thut nichts; wir werden weiter lesen, der leidenschaftlichste aller je erschauten Wahlkämpfe werde eine Entscheidung von ungeheurer Tragweite bringen. Den Schwarzkünstlern kommt auf einen Schwindel mehr oder weniger nicht an. Wenn sie dann beim Bier sitzen, sagen sie: Gräßlich, diese konstitutionelle Ermattung unseres politischen Lebens; an die Macht und Widerstandsfähigkeit des Reichstages glaubt kein Mensch mehr und es ist ein Kreuz, über die Wahlen zu schreiben; da sie aber bis ans Quartalsende reichen müssen, darf man nicht sagen, wie grenzenlos uninteressant und langweilig die Geschichte Allen geworden ist.

## London.

„Von einer Reise, die als ein Akt der Höflichkeit geplant war und die zum Triumphzug, zu einem Ereigniß von unberechenbarer Tragweite wurde, ist König Eduard in sein Reich heimgekehrt. In drei europäischen Hauptstädten hat ihn lauter Jubel begrüßt und auf allen Wegen begleitet. Und dieser Jubel galt nicht nur der Person des Monarchen und deren glänzenden Eigenschaften, sondern der Nation, die er als erster Gentleman würdig vertrat. Wo sind nun all die finsternen Prophezeiungen, mit denen unsere Feinde den tapferen Weltgeist einzuschüchtern versuchten? Sind wir wirklich so einsam, so verhaßt, wie sie seit vier Jahren dreist behaupten? Millionen Stimmen haben in Lissabon, in Rom und Paris diesen boshaften Klatsch laut widerlegt und vergebens bemühen sich die berliner Hejer, die Wirkung dieser großartigen Demonstrationen abzuschwächen. Wir sind weit entfernt, die Bedeutung der neuerdings von Berlin aus in die Mode gebrachten Monarchenreisen zu überschätzen; das Schauspiel aber, das sich jetzt unserem Auge bot, ist ohne Beispiel in der Geschichte. Nicht durch besonderen Prunkaufwand, durch Umzüge

## Berlin.

„Mit schlecht verhehltem Neid haben namentlich die Engländer auf die römischen Vorgänge geschaut. Ihr König Eduard war ausgezogen, um durch den Glanz seiner Sonne den Winter des Mißvergnügens in glorreichen Sommer zu wandeln. Wir glauben nicht, unhöflich zu sein, wenn wir sagen, er habe auf dieser Rundreise eine recht unglückliche Rolle gespielt und eigentlich nur den Wipplättern Stoff geliefert. Daß Portugal zum Bajallen Englands herabgeunken ist, wußten wir und brachten nicht die Bethenerungen gespreizter Pathetik. In Paris wurde der korpulente Freund der Lebemänner und Lebendamen artig, aber kühl aufgenommen und entging mehr als einmal mit knapper Noth feindlichen Demonstrationen. Und wenn er geglaubt haben sollte, in Rom erfolgreicher gewesen zu sein, so ist er inzwischen wohl ihm zugestehen, daß er Alles gethan hat, um den Massenapplaus heranzufordern; er gab sich mit gesuchter Einfachheit, redete viel von Freiheit und Civilisation und lehnte, um den antikirchlichen Instinkten der Menge zu schmeicheln, die vatikanischen Etiquetteforderungen ab, denen noch jeder

und Aufzüge hat König Edward die Massen gewonnen; ganz einfach gab er sich und seiner liebenswürdigen Gradheit flogen die Herzen zu. Der Deutsche Kaiser nahm die Uniformen des Infanterie, des Kürassiers, des Generals der Infanterie, eigene Wagen und Pferde — deren Transport allein dreihunderttausend Mark gekostet hat — auf die Reise mit und ergänzte sein großes und buntes Gefolge durch die stattlichsten und auffälligsten Vertreter des deutschen Heeres. Er hatte für Jeden ein ausgesuchtes Kompliment, einen Superlativ des Entzückens, lud die dem Protestantismus feindlichsten Karbinäle zum Essen, machte ihnen und dem von ihnen protegirten Kloster Besuche, erfand, um die Empfindlichkeit des Vatikans zu schonen, ein neues Ceremoniell und beugte sich vor Leo dem Dreizehnten so tief, daß seine Stirn die Hand des Greises berührte. Trotzdem ist der Erfolg gleich Null; man kann ohne Uebertreibung sogar sagen, daß die Reise ungünstig gewirkt hat. Daß im Vatikan auch der Klügste seinen Meister findet, sprechen wir einem deutschen Dichter nach, — dem selben großen Dichter, dessen vom Kaiser geschenktes Denkmal die Römer auf dem Vincio eben so wenig zu sehen wünschen wie unsere Freunde in Washington Friedrich den Großen. Und der alles Erwarten übertreffende Eifer, womit der lutherische Monarch die Kurie umwarb, hat die dem Kirchengregiment entwachsenen Italiener arg verstimmt, das vom Papst verfluchte Haus Savoyen gekränkt und die bröckelnde Basis des Dreibundes nur noch mehr gelockert. Wie leuchteten Aller Augen, als König Edward von den gemeinsamen Idealen der Freiheit und Civilisation sprach! Er hat der Priesteranmaßung keine Konzession gemacht, hat sich stets als Gast des Volkes gefühlt und gerade deshalb Erfolge heimgetragen, deren politische Bedeutung gar nicht hoch genug anzuschlagen ist.“

Zürst sich bisher geflügt hat. Solche Mittelchen hat der vornehme Sinn unseres Kaisers verschmäht. Und dennoch und gerade deshalb hat er alle Herzen im Sturm gewonnen. Jeder unparteiische Augenzeuge muß bestätigen, daß der Empfang bei der Herrscher schlechterdings unergleichbar war; dort ruhige, fast gleichgiltige Höflichkeit, hier ein heißer Ausbruch aufrichtiger Begeisterung für die geniale Persönlichkeit des von allen Italienern vergötterten Kaisers, den ja die Mönche sogar als zweiten Karolus Magnus begrüßten. Was bedeuten dagegen die albernen Heterereien, in denen sich die londoner Schandpresse gefällt? Diesen Exaltados fährt der Aerger die Feder; sie fühlen, daß die Reisebemühungen ihres schwerfälligen King Edward überall belächelt werden, und möchten ihre Wuth über die Ergebnislosigkeit seiner Wanderschaft, wie gewöhnlich, an Deutschland auslassen. Ihr neuestes Märchen ist, des Kaisers Höflichkeit gegen den Vatikan habe den Quirinal und die herrschende Demokratie verstimmt. Das alberne Gerede widerlegt sich von selbst. Wilhelm der Zweite hat dem Königreich Italien einen gar nicht hoch genug zu schätzenden Dienst geleistet, als er dem Papst und Rampolla die Ehren erwies, die ihnen gebühren, und es war ein weltgeschichtliches Moment, als der Kaiser des protestantischen Deutschen Reiches rief, er werde Gott bitten, zum Heil der ganzen Menschheit das theure Leben Leos des Dreizehnten noch recht lange zu erhalten. Wir sind nicht geneigt, die Bedeutung von Monarchenreisen zu überschätzen. Die Romfahrt unseres Kaisers aber, die in nicht enden wollendem Jubel selbst den Feind ahnen ließ, wie fest das deutsch-italienische Bündniß in den Herzen der Völker wurzelt, darf auch der nächste Beobachter einen weithin glänzenden, unvergänglichen Markstein in der ruhmreichen Geschichte deutscher Politik nennen.“